

# **Deutscher Reporterpreis 2012**

## **Die Texte der Preisträger**

1)	Schnibben, Cordt, Vorwort	S.	3
	<b>Beste politische Reportage</b>		
2)	Stelzer, Tanja, Die Doris-Show	S.	9
	<b>Bestes Interview</b>		
3)	Gorris, Lothar / Röbel, Sven, Geständnis eines ewigen Hippies	S.	26
	<b>Beste Lokalreportage</b>		
4)	Reich, Anja, Der goldene Stein	S.	51
	<b>Beste Kulturreportage</b>		
5)	Stock, Jonathan, Der blutige Thron	S.	61
	<b>Bester Freier Reporter</b>		
6)	Obert, Michael, Der Bürgermeister der Hölle	S.	77
	<b>Bester Essay</b>		
7)	Kurbjuweit, Dirk, Die halbe Kanzlerin	S.	93
8)	Rennefanz, Sabine, Uwe Mundlos und ich	S.	112
	<b>Grand Prix</b>		
9)	Gorkow, Alexander / Mühe, Andreas, USA, 20:56 Uhr	S.	122
	<b>Beste Webreportage</b>		
10)	Coen, Amrai / Riedmann, Bernhard, Nicht von Gott gewollt	S.	139
	<b>Beste Reportage</b>		
11)	Würger, Takis, Das verlorene Bataillon	S.	140

## Vorwort

### **Cordt Schnibbens Rede zu Beginn der Preisverleihung am 3. Dezember 2012**

Ich darf Sie begrüßen zum deutschen Reporterpreis 2012. Besonders begrüße ich die 64 Vorjuroren, die sich monatelang durch die 1046 Texte gewählt haben. Ich glaube, das ist der Abend, an dem wir ihnen dafür danken, dass sie das ohne Geld und mit viel Spaß machen. Ein ebenso großer Dank an die 22 Juroren, die sich heute tagsüber im Soho House über die nominierten Texte gebeugt haben, die neuen Preisträger ermittelt haben, die heute Abend vorgestellt werden. Auch ihnen gilt unser großer Dank. Eine der Juroren ist Daniela Jaschob, Volontärin beim Kölner Stadt-Anzeiger, jetzt freie Journalistin – ausgelost aus den Leuten, die sich im Internet an der Juryarbeit beteiligt haben. Dort stellen wir die nominierten Reportagen ins Netz. Und wir finden es großartig, dass sich dann viele Leute über diese Texte beugen und sich mit den Texten beschäftigen, ein Votum abgeben, und aus den Leuten ist Daniela Jaschob gewählt worden. Sie steht für den Sinn des Reporterpreises. Ich darf kurz aus dem Aufruf unseres Preises zitieren: «Der Sinn eines Journalistenpreises ist nicht das Preisgeld für den Journalisten – das ist in unserem Fall auch sehr gering – sondern der Text, der ausgezeichnet wird, und die Diskussion darüber, was ausgezeichneter Journalismus ist. Wir verstehen den Reporterpreis deshalb als Beitrag zur Qualitätsdebatte im Journalismus, als großes Forum der Auseinandersetzung, als Schaufenster der vorbildlichen Texte. Wir wollen möglichst viele Journalisten motivieren, solchen Texten nachzueifern, besonders dort Anreize schaffen, wo gute Texte unter schwierigen Bedingungen entstehen.» Das ist der Sinn unseres Preises. Und wir danken der Rudolf-Augstein-Stiftung und dem Augustinum, die das nötige Geld bereitstellen, damit wir das veranstalten können. Auch ihnen unser herzlicher Dank.

Wenn man es genau betrachtet, hat sich das Berufsbild unseres Standes, das Berufsbild der Journalisten, in den letzten Monaten verändert. Nach den

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Schreckensmeldungen, nach den Schließungen von Redaktionen fühlen wir uns ein bisschen so wie Opel-Arbeiter, die feststellen, dass ihre Autos sich nicht mehr verkaufen. Im Laufe der Jahre und Jahrzehnte haben sich über uns vier Probleme aufgetürmt, die nun dabei sind, uns auf die Köpfe zu fallen.

Zum ersten ist es so, dass unsere Leser schneller altern, als wir uns das wünschen oder wir uns das vorstellen. Keine meiner fünf Kinder zum Beispiel, sie sind zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt, lesen Zeitungen und Zeitschriften. Und das komische daran ist, oder das gefährliche: Ich mache mir um sie keine Sorgen, sie sind gut informiert. Sie kennen sich aus in der Welt. Ich mach mir Sorgen um mich und um uns. Offenbar brauchen diese Leute uns, ich will nicht sagen: nicht, aber immer weniger. Die jüngste Tochter hat sich jetzt – wohl aus Mitleid – zum Geburtstag ein SPIEGEL-Abo gewünscht. Das wird aber auf Dauer nicht reichen.

Das zweite Problem ist: SPIEGEL und SPIEGEL Online haben zusammen 11 Millionen Leser, so viel wie nie. Also man könnte sagen: großartig. Das Dumme ist, dass nur die Hälfte davon zahlt. Und das geht anderen Zeitungen und Zeitschriften genauso. Das dritte Problem, und das ist das noch grössere: Journalismus ist in den letzten Jahrzehnten großzügig subventioniert worden durch die werbetreibende Wirtschaft. Der Spiegel beispielsweise hat zwei Drittel seiner Erlöse immer von Anzeigenkunden bekommen. Das ist inzwischen gesunken auf ein Drittel. Und wenn man nach vorne guckt, weiß man, dass das immer weniger werden wird. Die Folge für den SPIEGEL, aber auch andere Print-Produkte: Der Preis ist auf 4,20 Euro gestiegen. In zwei, drei Jahren wird ein SPIEGEL 5 Euro kosten. Stern, SZ, FAZ, Zeit haben ein ähnliches Problem. Das heißt: In zwei, drei Jahren wird ein Jahresabo der SZ oder der FAZ vielleicht 750 Euro kosten.

Und damit stellt sich die Frage: Zahlen dann Leser so viel für das, was wir produzieren? Ist das, was wir produzieren, werthaltig genug, damit wir dieses Geld bekommen? Können wir auf diesem Leser-Markt bestehen? Der Lesermarkt ist viel

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

härter und viel tougher als der Anzeigenmarkt, weil die Leser viel mehr Alternativen haben als die Anzeigenkunden.

Und das führt uns zum vierten Problem. In den USA ist das mobile Internet inzwischen die Hauptinformationsquelle. Smartphone und Tablets werden auch in Deutschland das wichtigste Nachrichtenmedium sein. Mit anderen Worten: Das Schicksal unserer Arbeit, das Schicksal des Journalismus, entscheidet sich im mobilen Internet. Das Gefährliche ist, wenn man das als Bedrohung empfindet und nicht als Chance. Wir können im mobilen Netz, wenn wir wollen, Antworten finden, auf die vier Probleme, die ich eben beschrieben habe, auf das Altersproblem, auf das Erlösproblem, auf das Werbeprobblem und auf das Relevanzproblem. Bisher allerdings sieht es so aus, dass wir nichts weiter machen, als unsere Print-Produkte ins Internet zu stellen. Und das ist ungefähr so, als würden Opel-Arbeiter versuchen, aus Benzin-Autos Elektro-Autos zu machen. Das wird auf Dauer zu wenig sein.

Wir haben deshalb im Juni beim Reporter-Forum nach Antworten gesucht darauf, welche Chancen im digitalen Journalismus liegen. Diese Veranstaltung war insofern erschreckend, weil wir gespürt haben, wie ängstlich, wie verzagt die meisten Journalisten sind, und wie lethargisch. Am besten hat sich das für mich zusammengefasst in der Äußerung eines SPIEGEL-Kollegen, 50 Jahre alt, der gesagt hat: «Scheisse, ich hab' noch 17 Jahre vor mir.» Die vorherrschende Meinung unter Journalisten ist: das Verhältnis von Print und Online und Paid-Content, das sollen die Verleger mal regeln, ich schreib meine Artikel und ich will mich darum nicht scheren. Und das ist genau gefährlich. Denn die Antworten der Verleger kennen wir, die Antworten der Verleger heißen: Paywall im Internet, billiger Produzieren in Print, Redaktionen zusammenlegen und wenn es nicht klappt, zur Not Blätter dicht machen.

Wir Journalisten brauchen eigene Antworten, große und kleine. Ich mach mir inzwischen einen Spaß daraus, in meiner Redaktion mit zwei Sätzen zu provozieren: Auf Tablets lässt sich besserer Journalismus machen als auf Papier. Erster Satz. Zweiter

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Satz: Im mobilen Netz müssen wir zukünftig das Geld verdienen, mit dem wir guten Journalismus finanzieren können.

Die kleinen Antworten haben mit Qualität zu tun, mit der Qualität unserer Arbeit. Ein Opel-Arbeiter hat seine Hände, ein Metzger hat seine Messer, eine Hure hat ihren Körper, wir haben unseren Kopf. Ich finde, dass wir unseren Kopf zu wenig benutzen. Ich sehe viel Routine, viel Langeweile, gerade in den so genannten Qualitätsmedien, zu wenig Recherche, zu wenig Gedanken, zu wenig eigene Sprache. Das heißt, wir haben in Wahrheit ein fünftes Problem, nämlich ein Qualitätsproblem. Und darum ist es gut, dass wir heute im Saal mindestens hundert Leute haben, die für originelle Sprache stehen, für interessante Themen, für gekonnte Dramaturgie. Es sind die Nominierten in den neun Kategorien. Jeder von ihnen kann stolz darauf sein, den eigenen Kopf benutzt zu haben in den zurückliegenden Monaten, und darum sollten sie jetzt mal die Gabel beiseite legen und das Glas abstellen, aufstehen und sich feiern lassen für einen kleinen Moment. Bitte alle aufstehen! ( Beifall)

Der bittere Moment kommt jetzt gleich bei der Preisverleihung, aber das ist immer so: Von diesen hundert gehen nur neun wirklich glücklich nach Hause. Aber für die anderen habe ich einen Trost. Ich habe gestern in alten Sachen gekramt, das mache ich öfter mal am Sonntag, alte Sachen heißt: ich hab mal irgendwas rausgerissen und in Tüten gepackt, in Kisten, in Ordner, und das nehme ich manchmal am Sonntag heraus, um zu den Plätzchen auch ein bisschen Kopffutter zu haben. Und da habe ich ein schönes Gedicht gefunden von Rolf Dieter Brinkmann, leider früh gestorben, das Gedicht ist vierzig Jahre alt. Es ist ein Gedicht, das sich mit den Klischees in Gedichten beschäftigt. Es hat mich inspiriert, ein Gedicht zu schreiben, ein Gedicht über Klischees und Reportagen, über Reportagen-Routine, aber keine Angst, es reimt sich nicht, und es ist auch nicht lustig. Aber es zu schreiben, hat soviel Spaß gemacht, dass ich zukünftig Reportagen nur noch als Gedichte schreibe, natürlich im mobilen Netz. Dieses Gedicht widme ich allen Nominierten.

Das Gedicht heißt: Die Reportage.

Die Reportage.

Sie ist nicht aus Gummi. Kein weißer Schatten  
Ist in der Reportage hier. Kein Mensch kommt  
In dieser Reportage von einer Reise zurück.  
Niemand kommt hier atemlos die Treppe  
Herauf, keiner sitzt herum. Diese Reportage macht

Keine Versprechungen. In dieser Reportage stirbt  
Auch keiner. In der Reportage hier spürst Du  
Keinen Hauch. Es gibt keinen Schrei der Freude  
In dieser Reportage. Kein Mensch ist in der  
Reportage hier verzweifelt. Niemand klagt

In dieser Reportage. Hier in der Reportage  
Schlagen sich auch keine Männer wund.  
Die Reportage hier steht einfach nur hier.  
Sie enthält keine Schlüssel zum Aufschließen  
Von Türen. Es gibt keine Türen, keine Fenster

In dieser Reportage. Die Reportage hier ist  
Ohne Musik. Es singt keiner in dieser Reportage.  
Keiner schreit hier, keiner flucht, keiner fickt,  
Keiner frißt, keiner säuft hier in der Reportage.  
Es gibt keinen Hausbesitzer, der die Miete erhöht,

Es gibt keine Türken in dieser Reportage,  
Keine Fetten, kein Aids, keine Obdachlosen,  
Es gibt keine Models, keine Experten,  
Keine Kinder in der Reportage hier.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

In dieser Reportage gibt es kein Meer,

Keinen Slum, keine Wüste, die Reportage  
Hier ist nicht schwarz, sie ist nicht weiß.  
Keiner stöhnt hier in der Reportage,  
Sie blutet nicht, sie schwitzt nicht diese Reportage,  
Kein Mensch fährt mit einem Auto,

Keine Reifen quietschen um die Ecke,  
Kein Hund kläfft, kein Hubschrauber dröhnt,  
In der Reportage hier schimmert kein Busen  
Durch eine Bluse, hier kannst du nicht küssen,  
In dieser Reportage grinst kein Mensch,

Niemand sieht fern, niemand trinkt Kaffee,  
Kein Hahn kräht in der Reportage hier.  
Keiner verlangt nach einer Zigarette,  
Keine Autotüren klappen in dieser Reportage,  
Keine Bullen fahren herum, es herrscht keine

Totenstille in der Reportage, es ist auch nicht  
Verdammt still, es ist still in dieser Reportage,  
Vielleicht , vielleicht auch nicht. Mit dieser Reportage  
Kann sich keiner identifizieren. Es ist  
Niemals Sonntag in dieser Reportage,

Es scheint nie die Sonne. Hier in der Reportage  
Gibt es keine Gedanken, hier gibt es nur die  
Gedanken, die Du hast. Diese Reportage hier,  
Die kennt kein Ja, die hat keinen Einstieg,  
Die kennt kein Ende, die hört hier einfach auf.



## Beste politische Reportage

### **Laudatio: Ullrich Fichtner**

Die nominierten politischen Reportagen waren vor allem innenpolitische Reportagen. Das hat uns anfangs sehr gewundert, weil Europa und der Nahe Osten gebrannt haben, wir uns aber sehr stark in Berlin oder in der deutschen Provinz getummelt haben. Aber das hat sich dann aufgelöst, weil diese Texte eher in den anderen Kategorien zu finden waren.

Die innenpolitische Reportage ist ein sehr heikles Feld, weil die handelnden Personen und die Vorgänge dem Publikum einigermaßen bekannt sind, jedenfalls scheint es so. Wir kennen die Gesichter von Merkel, Wulff, Röttgen und Altmaier, vielleicht sogar von McAllister und Kubicki. Man wünscht sich beim Lesen manchmal fort zu den Obamas nach Amerika oder wenigstens zu den Sarkozys oder Berlusconis dieser Welt. Wir wissen, dass Deutschland diese Form von Politiker wenig hervorbringt und wenn sie mal auftaucht – so wie jetzt Steinbrück – dann wird sie gleich wieder in den Topf gesteckt.

Aus Verdruss darüber entsteht beim Reporter manchmal die Neigung zum besser wissen, zum Bescheid wissen oder zur Häme. Das ist dem Fall des Textes, den die Jury ausgezeichnet hat, nicht so.

Erzählt wird die Geschichte einer Frau, die sich im Schatten eines großen Mannes neu erfinden will – ohne eigentlich genau zu wissen, warum. Und daraus entsteht ein Zeitbild. Die Frauenquote spielt darin eine Rolle, aber auf sehr elegante Weise, und Machosprüche; ein Ex-Kanzler tritt auf, der es plötzlich mit Windeln zu tun bekommt. Aber vor allem geht es um eine Frau, um seine Frau. Sie sucht, aber wir wissen nicht wirklich, ob sie findet. Die Autorin führt uns elegant durch ein paar Jahrzehnte Bundespolitik, von Bonn bis nach Berlin. Sie ist selber manchmal, glaube ich, amüsiert, allerdings ohne hämisch zu werden. Sie ist genau, ohne uns zu ermüden. Sie schildert psychologisch nachvollziehbar den Charakter einer Frau, ohne ins Fabulieren zu geraten oder in die Küchenpsychologie.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Der Deutsche Reporterpreis 2012 in der Kategorie «Die beste politische Reportage»  
geht an die «Doris-Show» von Tanja Stelzer.

## Die Doris-Show

*Doris Schröder-Köpf kämpft um ein Abgeordnetenmandat. Ziemlich schwierig, sich vom Ehemann, Ex-Kanzler und Agendapolitiker zu emanzipieren*

Tanja Stelzer, Die Zeit, 20.09.2012

Gerd ist immer da. Und Gerd ist nie da. Beides ist ein Problem für Doris Schröder-Köpf. Aber welches Problem ist schwieriger zu lösen?

Heute ist es das Gerd-ist-da-Problem.

Am Morgen hatte die Politikerin Doris Schröder-Köpf ihren ersten Parteitag. Sie ist mit dem VW-Bulli, der seit Kurzem mit ihrem gigantischen Porträt beklebt ist, beim Freizeitheim Ricklingen vorgefahren, einer Halle in Hannover. Dort haben sie den SPD-Oberbürgermeisterkandidaten für Hannover gekürt und eine Resolution verabschiedet, zu der Doris Schröder-Köpf vier Zeilen über Frauenförderung beigetragen hat.

Jetzt sitzt sie bei einer Kugel Eis im Mövenpick-Café: die SPD-Kandidatin für den Niedersächsischen Landtag im Wahlkreis 24. Sie erzählt, wie es sich anlässt in der Politik. Sie sagt gerade, dass es ihr unangenehm sei, wie alle ihren Bus anstarren, in dem man weit oben sitzt und auf die Leute runterguckt, als auf einmal ihr Mann zwischen den Bistrotischen auftaucht: Gerhard Schröder, Bundeskanzler a.D., jetzt Vater i.D. Dunkelblaue Barbourjacke, in der rechten Außentasche steckt eine Zigarrenkiste. Er war mit Gregor im Zoo. Gregor ist sechs und hat eine neue Basecap auf, »wir ham die Mütze vergessen, und weil ich nicht ohne was ankommen wollte...«, sagt Schröder und hebt entschuldigend die Schultern. In der Hand hält er eine Plastiktüte, ein neues Playmobil-Spielzeug.

»Wie war der Parteitach?«, fragt er.

Sie strahlt. »Super! 96 Prozent!«

»96 Prozent?«

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

»Na, für Stefan! Den haben wir doch nominiert!«

»Stefan?«

»Na, Stefan Schostok! Als Oberbürgermeisterkandidat!«

In Hannovers Politik ist Gerhard Schröder schon lange nicht mehr drin. Er ist am Morgen aus dem slowakischen Bratislava zurückgekommen, da haben sie einen neuen Ministerpräsidenten. In der nächsten Zeit stehen in seinem Kalender: Istanbul, Seoul, Peking. Das ist die Welt, die ihn interessiert.

Doris Schröder-Köpf zieht Gregor erst mal eine Jacke über.

»Will er nicht«, sagt Schröder.

»Egal«, sagt sie.

Er setzt sich dazu, und irgendwie schafft er es innerhalb von zwei Minuten, das Gespräch zur Agenda 2010 zu lenken, zum Umbau der Sozialsysteme, den er als Kanzler startete – ein großer Schritt in die Moderne, findet er. »Wir mussten den Reformstau überwinden. Wir haben das früher gemacht als andere europäische Parteien«, sagt er und hört gar nicht mehr auf vor Begeisterung über seine eigenen Leistungen.

»Meinen Mann können Sie mitten in der Nacht wecken, und er hält Ihnen einen Vortrag über die Agenda!«, sagt Schröder-Köpf. Das Gespräch geht nicht in die Richtung, die sie sich vorgestellt hat. In ihrem Gesicht stehen alle Signale auf verdrehte Augen, doch wenn man genau hinguckt, sieht man: Die Augen schauen geradeaus. Volle Kontrolle.

Gerhard Schröder doziert weiter. Zwischendrin kommt Gregor an und zupft an der Barbourjacke. Aber der Vater hat jetzt Wichtigeres zu tun. »Was willst du, Junge? Frag Mama.«

Er fährt fort: Woher sollen die zukünftigen Facharbeiter kommen? Schaffen wir es, Kinder aus Migrantenfamilien zu qualifizieren? Wie gehen wir mit der Alterung der Gesellschaft um?

Doris Schröder-Köpf wird es langsam zu viel, und Gregor auch. Er will ein Eis.

Es ist klar, dass ihr Mann ihr Zugpferd ist. Sie wäre nicht da, wo sie jetzt ist, ohne ihn. Niemals hätte man eine Frau Ende vierzig und mit null Politerfahrung einfach so aufgestellt, schon gar nicht in einem Wahlkreis, in dem man erst noch eine altgediente

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Kandidatin loswerden musste. Gerhard Schröder ist aber auch ein Risiko für seine Frau. Dieses Thema wegen hat sie sich viele Jahre nicht in ihrem Ortsverein blicken lassen. Alle wollten von ihr eine Rechtfertigung für seine Politik hören. Viele in der Partei hassten die Agenda, heute noch ist das Reformpapier, das Hartz IV installierte und für das sich Doris Schröder-Köpf einst die Überschrift ausgedacht hat, in der SPD eine Demarkationslinie. Auf der einen Seite stehen die Linken in der SPD, Schröders Kritiker, auf der anderen die Rechten.

Gregor will jetzt doch kein Eis, sondern lieber an der Theke ein Stück Kuchen aussuchen.

Mama sagt: »Ehemann, jetzt bist du dran.« Schröder schlurft mürrisch zum Kuchentresen.

Doris Schröder-Köpf war Journalistin, alleinerziehende Mutter, Kanzlergattin, Hausfrau und Adoptivmutter. Sie hat alle Lebensmodelle durch. Nach all den Jahren, in denen sie zurückgesteckt hat, will sie mit 49 Jahren etwas Neues anfangen. Politikerin. Am 20. Januar will sie sich in den Niedersächsischen Landtag wählen lassen. Sie wagt sich auf das Terrain, das schon durch einen Star aus der Familie besetzt ist. Es ist ein gefährliches Experiment. Für sie, für ihre Ehe.

In einer Kampfkandidatur ist sie Anfang des Jahres gegen die bisherige Landtagskandidatin Sigrid Leuschner angetreten. Gegen eine Gewerkschaftsfrau links der Schröder-Linie und kurz vor der Rente. Es gab harte Auseinandersetzungen um diesen Karrierestart, der Ton war schnell gereizt. »Gott sei Dank gibt es in der Partei immer noch genug Leute, für die es nicht ausreicht, die Frau von jemandem zu sein. Doris Schröder-Köpf hat nicht den Stallgeruch der Partei«, verkündete der alte Ver.di-Mann Wolfgang Denia in der Bild am Sonntag. Da war es wieder, das Vorurteil: bloß eine »Frau von« zu sein. Es hat dann trotzdem geklappt, aber knapp.

Jetzt muss sie zeigen: Wenn sie nicht bloß eine »Frau von« ist, wer ist sie dann?

Der erste öffentliche Termin der frisch gekürten Landtagskandidatin war eine Müllsammelaktion, zu der mehr Journalisten als Müllsammler kamen. Früher verkehrte sie mit Bill Clinton und Wladimir Putin, zuletzt war sie Aufsichtsrätin bei Karstadt, auf Vorschlag des Investors Nicolas Berggruen, mit dem sie und ihr Mann befreundet sind. Jetzt tingelt sie durch Altersheime und Kindergärten, um ihren Wahlkreis

kennenzulernen. Man könnte erwarten, dass es anbiedernd wirkt, wenn sie im Business-Hosenanzug mit Rentnern redet, die Unterhemd tragen, aber kurioserweise passt es sehr gut, man hat nicht das Gefühl, sie sei nicht mehr sie selbst. Sie gibt den Bürgern das Gefühl, ihre Anliegen ernst zu nehmen. Sie interessiert sich für den TÜV Nord. Sie kurvt mit Mitarbeitern vom Abfallverband im Geländewagen über den »Monte Müll«, der gerade mal 122 Meter hoch ist. Höher geht es nicht in Hannover. Aber je flacher, desto besser. Weil alles, was unten ist, ihr, die nach oben will, eine Art Gütesiegel verleiht. Der Besuch auf der Mülldeponie bedeutet: Ich erarbeite mir alles selbst. Ich werde nicht protegiert.

Die Strategie, sich kleinzumachen, ist auch ein Schutz. Wer unten ist, kann nicht tief fallen. Deshalb auch Landes-, nicht Bundespolitik.

Doris Schröder-Köpf ist, wie natürlich auch die SPD weiß, weitaus bekannter als der Spitzenkandidat Stephan Weil. In Hannover hat sie richtig Glamour. In ihrer Partei fällt sie auf, bei SPD-Veranstaltungen ist sie die mit Abstand bestangezogene Person. Die blonden Haare: immer perfekt. Die Blazer: tailliert. Der Schmuck: dezent. Bei ihr fällt einem nicht das Wort Schminke ein, sondern das Wort Make-up. Sogar manche Parteikollegen sind sehr aufgeregt, wenn sie ihr begegnen. Die Doris ist da! Danach verkünden sie beseelt: »Sie ist ja ganz normal!«

Ein so hoher Bekanntheitsgrad ist ein vergiftetes Geschenk. Sie darf sich keine Fehler erlauben. Sie steht unter Beobachtung. »Mal sehen, ob ich es bis zur Wahl unfallfrei schaffe«, schreibt sie in einer ihrer E-Mails, die sie oft morgens um fünf verschickt oder nachts um halb eins.

Für jeden ihrer Termine legt Doris Schröder-Köpf einen weißen Schnellhefter mit Fact-Sheets an, tagelang bereitet sie sich auf ihre Besuche im Wahlkreis vor. Sie weiß immer schon alles. Als die Chefin des Abfallverbands sagt, man habe im letzten Jahr 43, äh 34 Auszubildende gehabt, kann Doris Schröder-Köpf es sich nicht verkneifen, zu korrigieren: 35! In der Schule hätte man sie eine Streberin genannt. Für eine Rede, die sie vor einem Jahr in ihrem bayerischen Heimatdorf hielt, weil der Pfarrhof renoviert worden war – da war sie noch nicht mal Kandidatin –, engagierte sie einen Medienberater: Thomas Steg, ehemals stellvertretender Regierungssprecher ihres Mannes.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

»Die Doris ist ganz anders als ich. Die hat ein Detailwissen!«, sagt ihr Mann im Café. »Ich hab ja anders Politik gemacht.«

Doris Schröder-Köpf: »Ich mach das Klein-Klein.«

Kanzlerlachen.

Er lacht, sie nicht. Es ist ernst.

Doris Schröder-Köpf will sich von Gerhard Schröder emanzipieren, und dafür wählt sie dieselbe Strategie wie die meisten Frauen, die es in einer Männerwelt zu etwas bringen wollen: die Fleiß-Methode. Die Fleiß-Methode kann einen weit bringen, aber Nummer eins wird man damit nicht. Das hier ist Emanzipation unter erschwerten Bedingungen: Zwischen diesen beiden Partnern gibt es ein Bedeutungsgefälle wie nur in wenigen Ehen. Und der Mensch, von dem Doris Schröder-Köpf sich emanzipieren will, ist so ziemlich der härteste und selbstgefälligste Testosteron-Brocken, den man sich vorstellen kann. Im Grunde muss sich Doris Schröder-Köpf sogar gleich von zwei Männern emanzipieren: von ihrem Ehemann und von dem Agenda-Politiker.

Es ist ein gigantischer Schatten, aus dem sie heraustreten will, aber sie hat sich diesen dunklen Platz einst selbst ausgesucht. Als die beiden sich kennenlernten, war er Ministerpräsident in Niedersachsen. Sie wusste, sie würde ein Leben in der Öffentlichkeit führen, und sie wusste, dass er den Platz im Licht beanspruchen würde. Dass er den Platz nie mehr räumen würde, konnte sie sich denken.

Man kann das, was sie vorhat, für ein besonders mutiges Experiment halten. Oder für ein besonders naives.

Wie ein zweiter Film laufen die Bilder seiner Auftritte mit, ganz gleich, wo sie sich öffentlich bewegt. Meist haben die Leute mal ein Bier mit ihm getrunken, oft mehr als eins. Sie haben das dringende Bedürfnis, ihr davon zu erzählen, als könnte sie sich gar nicht vorstellen, wie das ist, mit ihrem Mann ein Bier zu trinken. Gern fragen die Leute auch: »Wo ist Ihr Mann, wechselt der jetzt die Windeln?« Obwohl schon lange keine Windeln mehr zu wechseln sind im Haus Schröder, antwortet sie fröhlich-spitz: »Dazu müsste er da sein, oder?«

Doris Schröder-Köpf macht eine für Frauen ihrer Altersklasse sehr typische Erfahrung: Sie hat lange zurückgesteckt für ihren Mann, für dessen Karriere, und für

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

ihre Kinder. Jetzt aber will sie selbst wer sein, und ihr Mann verspricht, sie zu unterstützen. Er tut das auch. Wenn es in den Kalender passt.

Andere Frauen in Schröder-Köpfs Alter eröffnen eine Boutique, und wenn die Boutique schlecht läuft, dann gleicht der Mann das Minus aus. Doris Schröder-Köpf hat sich eine anspruchsvollere Aufgabe ausgesucht. Ob ihr Mann darin mehr als ein Hobby sieht, ist noch nicht klar.

Im Juni dieses Jahres, nach drei Monaten Politikerinnenleben, steht sie auf einem Marktplatz in Hannover-Bemerode, wo ihr Team in glühender Hitze einen Infostand aufgebaut hat. Autogrammkarten, noch aus Kanzlergattinnenzeiten, liegen bereit, Buntstiftboxen, Kugelschreiber, die sie beim SPD-Imageshop bestellt hat. Doris Schröder-Köpf hat ihren Gregor mitgebracht, weil sie auf die Schnelle niemanden gefunden hat, der auf ihn aufpasst. Ihr Mann ist mal wieder irgendwo zwischen Seoul, Berlin und Wien unterwegs. Am Morgen musste sie deshalb auch eine SPD-Veranstaltung absagen, bei der das Wirtschaftsprogramm für Niedersachsen vorgestellt wurde. Ein Briefing für die Kandidaten. Sollte Doris Schröder-Köpf jetzt nicht wissen, was sie wirtschaftspolitisch denken soll, ist also ihr Mann schuld. Nichts hasst sie mehr, als etwas nicht zu wissen. Etwas erschöpft sagt sie: »Ich frag ihn jetzt nicht mehr, wann er weg ist, sondern wann er da ist.« Dann dreht sie sich um, und da ist die Imbissbude, die »Deutsche Kanzlerplatte nach Schröder-Art« und »Curry-Bratwurst Doris-Art« anbietet. »Doris-Art« ist die kleinere Portion und kostet 1,30 Euro weniger. Sie zögert einen Moment, als müsse sie erst überlegen, ob sie solche unaufgeforderten Liebesbeweise zurückweisen soll. Sagen sie doch nichts anderes, als dass ihre Popularität bloß geliehen ist. Dann aber setzt sie ihr Doris-Lächeln auf und gibt den Männern, die bei der Bude ein Bier trinken, Autogramme. »Endlich ist es mal nützlich, einen bekannten Namen zu haben«, sagt sie.

Die Wahrheit ist: Das Etikett »Kanzlergattin« klebt an ihr wie ein Preisschild an einem neuen Glas, auch mit viel Spülmittel und heißem Wasser lässt es sich nicht abwaschen. Also lässt sie das Etikett eben dran, sieht immer noch besser aus. So schnell wird sie Gerd nicht los.

Peking liegt unter einer Dunstglocke. Es ist halb neun an einem Julimorgen 2012, gerade ist der Airbus der Lufthansa gelandet, auf dem Rollfeld wartet im VIP-Bus



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

schon der ehemalige chinesische Botschafter in Deutschland auf Gerhard Schröder. Der Ex-Botschafter begleitet den Ex-Kanzler zur Wagenkolonne. Auf dem Weg in die Stadt: Blaulicht, gesperrte Autobahnen, strammstehende Polizisten. So war das früher auch bei Schröders Staatsbesuchen.

Schröder forcierte in seiner Amtszeit die deutsche Chinapolitik und förderte Wirtschaftskontakte zwischen den beiden Ländern. Dafür liebt ihn die chinesische Regierung. Und auch dafür, dass er nicht in jedem dritten Satz mit den Menschenrechten daherkommt, jedenfalls nicht so, dass es gleich in der Zeitung steht.

Drei-, viermal im Jahr fliegt er nach China. Diesmal hat ihn der Softwarehersteller SAP für eine Rede bei seiner Asien-Hausmesse engagiert. Für die Hausmesse in Madrid hat SAP Supertramp gebucht. In Deutschland ist Gerhard Schröder Verräter, Absahner, Lobbyist. Seine Bodyguards sagen: Würde er auf Personenschutz verzichten, ginge das keine zwei Tage gut. In China ist er immer noch ein Popstar.

Ihn erwarten: 4500 Zuhörer, ein Kamerakran, eine Lightshow, der größte LED-Bildschirm Asiens. Er hat ein Redemanuskript im Koffer mit großen Sätzen über globale Herausforderungen und ein erfolgreiches China. Es wird um den Klimawandel gehen und um die Nichtweiterverbreitung von Massenvernichtungswaffen. Schröder wird den deutsch-chinesischen Rechtsstaatsdialog loben, der in seiner Amtszeit begonnen wurde, und sich für die Einführung von Eurobonds starkmachen. Die Rede hätte er auch als Kanzler halten können. Nur dass er dafür weit weniger gut bezahlt worden wäre.

Gerhard Schröder gehört, neben Bill Clinton, Arnold Schwarzenegger und Steve Forbes, zu den Top-Acts der internationalen Redneragentur Harry Walker. Es ist viel geschrieben worden über die Höhe der Honorare, die Harry Walker bezahlt. 250000 Dollar für einen Vortrag, diese Größenordnung. Ach was, sagt Schröder, und »von Clinton sind wir weit entfernt«. »Wir« bedeutet: ich und Doris. Die Maschine Schröder.

Gibt es ein niedersächsisches Bill-und-Hillary-Projekt? Arbeiten sie nach dem Aufstieg des Charismatikers am Aufstieg der Frau im Hintergrund? Oder ist das »wir« eher ein Pluralis Majestatis?

Wenn man Doris Schröder-Köpf fragt, wie man ihre Beziehung zu ihrem Ehemann am besten beschreiben könnte, antwortet sie: »Wir sind eine

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Kampfgemeinschaft.« Sie haben einiges miteinander durchgestanden, Wahlkämpfe, Niederlagen, Anfeindungen, Gerüchte über angebliche Risse in der Ehe, seinen erzwungenen Abschied aus der Politik. Jetzt könnte sich die Kampfgemeinschaft neu formieren. Zu ihren Gunsten diesmal. Nur dass sich die Zahnräder der Schröder-Maschinerie nicht einfach in die andere Richtung drehen lassen. »Ich kann bei einer Veranstaltung des Spitzenkandidaten auftreten, aber nicht bei ihr«, sagt Gerhard Schröder, und dann: »Obwohl da ja vielleicht auch ein paar Leute kommen würden.«

Gerhard Schröder sitzt in der Lobby des Interconti-Hotels im Pekinger Olympiaviertel. Eine klimatisierte Kunstwelt, die er in den folgenden zweieinhalb Tagen zweimal verlassen wird, einmal für ein Dinner mit dem deutschen Botschafter und einmal, weil der FC Bayern auch gerade in Peking ist und Schröder sehen will, wie elf Bayern elf Chinesen 6:0 vom Platz fegen. Danach ist Barabend mit Uli Hoeneß, Karl-Heinz Rummenigge und Matthias Sammer. Doris Schröder-Köpf ist nicht dabei in Peking. Sie hat ihn schon zu Kanzlerzeiten selten begleitet, sie mochte rote Teppiche nie. Sie war schon damals lieber die Frau hinter ihm als die an seiner Seite. Auch diesmal zieht sie es vor, in Hannover »Akten zu studieren«.

Er denkt in Kontinenten, sie in Stadtteilen – aber was in Peking passiert, ist von Hannover aus betrachtet genauso unwichtig wie umgekehrt. So sieht es Doris.

Für den Kanzler Gerhard Schröder war Doris Schröder-Köpf neben der Büroleiterin Sigrid Krampitz die eine Person, der er vertrauen konnte. Sie war sein Gradmesser, seine Rückkopplung zum Volk. (»Das Verbraucherschutzministerium war ihre Idee! In der BSE-Krise hat sie gesagt: Die Mütter wollen gesunde Lebensmittel für ihre Kinder. Ihr müsst unbedingt ein Verbraucherschutzministerium machen!«) Sie las seine Reden gegen, vor allem wenn es um Emotionales ging, Trauerreden, solche Sachen. Sie sorgte dafür, dass er den Ton traf. Sie war Gerds Gefühlsministerin.

Jetzt gibt es kein Volk mehr, zu dem er einen Draht haben müsste, es gibt bloß brave Zuhörer, auf Einladung von SAP. Doris muss nicht dabei sein, wenn er hier um seine eigene Vergangenheit kreist, wenn ein nicht abreißender Strom von Chinesen ihn um Erinnerungsfotos bittet und er mit gespielter Verlegenheit sagt: »Das grenzt ja an Verehrung hier!«

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Damals eilte sie sofort von Hannover nach Berlin, wenn es um etwas Wichtiges ging. Die Vertrauensfrage oder so. Ständig war alles existenziell. Heute hat er Druck nur noch bei der Frage, ob es bei seinen Reden mit dem Englisch klappt. Technological, for decades, internationalization – manchmal revoltieren die Worte in seinem Mund. Er stellt sich trotzdem vor 4500 Zuhörer. Er ist das Gegenteil von ihr. Sie spielt nicht auf Risiko. Sie tut nur, was sie kann. Und vielleicht tut sie nicht mal das.

Er rüttelte an den Gitterstäben des Kanzleramts. Um den Landtag in Hannover gibt es nicht mal ein Gitter.

Sie sagt, sie wolle den Wahlkreis erobern, mehr nicht. Ein Ministeramt, böte man es ihr an, würde sie zurückweisen. »Die ist so wahnsinnig und macht das wirklich«, sagt Schröder 7500 Kilometer von ihr entfernt. Unverhohlen gibt er zu, dass er jetzt, in dieser Krisenzeit, wieder gern regieren würde. Es kann ihm nicht schwierig genug sein, er hätte so richtig Lust drauf.

Sie vergibt bei Facebook ein »Like« für einen Spiegel- Artikel über Aufstiegsverweigerer, Titel: Karriere? Ohne mich!

Warum nur? Doris Schröder-Köpf wollte doch immer nach oben. Ihr Ziel, als Jugendliche schon, war: raus aus Tagmersheim, ihrem bayerischen Dorf. Ein Kaff im Altmühltal, weitgehend abgeschnitten von der Umwelt, der Vater Arbeiter bei einem Containerhersteller, die Mutter Hausfrau. Die Tochter wollte unbedingt aufs Gymnasium. Sie wurde Journalistin und heuerte bei Bild an, obwohl sie gar nicht zum Boulevard wollte. Aber Bild hatte eine Redaktion in der Hauptstadt, damals noch Bonn. Doris Köpf zog es zu den Wichtigen, sie wollte im Zentrum sein. Und sie fühlte sich angezogen von Männern, die sich wichtig nahmen, Männern, die im Zentrum standen, Männern mit einer Agenda.

Sven Kuntze ist der Vater von Doris Schröder-Köpf's Tochter Klara, die heute erwachsen ist. Kuntze war früher Fernsehkorrespondent der ARD in New York, er hat das ARD -Morgenmagazin geleitet und als Rentner ein Buch übers Altwerden geschrieben: Altern wie ein Gentleman. Jetzt ist er 70, Gerhard Schröders Altersklasse, und der Star der Seniorenresidenzen. Auch er ein Kerl, der die große Geste draufhat, wie der Ex-Kanzler. Schnoddrig, breitbeinig, selbstbewusst. Doris Schröder-Köpf wird er im Wahlkampf unterstützen mit gemeinsamen Auftritten – in Altersheimen.

Der Gentleman, als den er sich im Buchtitel bezeichnet, war er ihr gegenüber nicht. Sie lebten zusammen in New York und hatten ein Baby, als er sie sitzen ließ. Dass sie nicht zerstritten sind, liege an ihr, sagt er in seiner Penthousewohnung über den Dächern von Berlin. Sie, Pragmatikerin, fand, dass es wichtig fürs Kind sei, seinen leiblichen Vater zu sehen. »Ich bin ihr dankbar«, sagt Sven Kuntze. »Sie hält lange Strecken durch.«

Für ihn ist sie »einer der politischsten Köpfe«, die er kennt. Viele sagen das von ihr: dass sie ein politisch denkender Mensch sei, nicht mit der großen Idee, wohl aber mit dem Talent, Entwicklungen vorauszusehen. Sven Kuntze und sie lernten sich in Bonn kennen. »Doris war die Einzige, die erahnt hat, dass Scharping Spitzenkandidat wird! Ihre Prognosen haben immer gestimmt, auch wenn sie nicht so gut reden konnte wie ich.«

Doris Köpf war damals 23, die jüngste Parlamentskorrespondentin in Bonn. »Schneeflockenhaft« nennt sie Sven Kuntze. Klein, schmal, kapriziös, es herrschte eine große Aufregung unter den wenigen Journalistinnen, die es in Bonn gab. Sie machten es ihr nicht leicht.

Der Frauen-Hintergrundkreis »Lila Karte« verweigerte ihr, der Quoten-Anhängerin, die Aufnahme. Es hieß, sie arbeite mit Körpereinsatz. Zahllose Affären wurden ihr angedichtet. Sie war zu klein, zu blond, und sie trug zu hohe Absätze. Noch dazu war sie bei der falschen Zeitung. Das, wogegen sie noch heute kämpft, schlug ihr schon damals entgegen: Nicht-ernst-genommen-Werden. So wie sie heute zur SPD Hannover dazugehören will, wollte sie damals dazugehören. So wie heute manche glauben, sie tue nur, als ob, unterstellte man es ihr damals.

In Sven Kuntzes Kielwasser kam sie endlich an den Ort, der die maximale Distanz zu Tagmersheim hatte: New York. Sie liebte die Stadt. Aber sie war bloß mitgegangen. Sie hatte ein Baby und keinen Job, und dann wollte der Mann sie nicht mehr. Sie kehrte zurück nach Deutschland. Ihr amerikanischer Traum war geplatzt.

Fünf Jahre später lernte sie Gerhard Schröder kennen. Auf den ersten Blick würde man sagen: Schon wieder derselbe Typ, dieselbe Rollenverteilung. Hat sie nicht gelernt? Ist sie die klassische Trophäe für den Jäger? Brauchte sie einen Versorger für ihr Kind?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Es ist einfach, fast billig, eine Frau wie sie so zu sehen.

Ein Mann an ihrer Seite hat einiges auszuhalten. »Sie ist eine dominante Person, sie hat eine autoritäre Seite«, sagt Sven Kuntze. Eine Perfektionistin auch im Privaten, »die hat mir ja nicht mal zugetraut, einen Kinderwagen zu schieben«. Und Gerhard Schröder sagt: Wer seine Frau und ihn privat kenne, wisse, dass eher sie die Dominante in der Beziehung sei. Er stöhnt über ihre Prinzipientreue: »Was sie echt nicht kann, ist: auch mal Fünfe gerade sein zu lassen. Das habe ich in meiner Ehe oft zu spüren bekommen. Aber was soll ich machen, ich hab sie mir ausgesucht.« Sie selbst sagt: »Mein Selbstbewusstsein grenzt manchmal an Rechthaberei.«

Warum löst Doris Schröder-Köpf bei so vielen Menschen Abwehrreflexe aus? Sie musste sich dafür rechtfertigen, dass sie einen Doppelnamen trägt. Dafür, dass sie ihren Beruf aufgab (also zu unemanzipiert war), und dafür, dass sie ein Büro im Kanzleramt hatte (also zu emanzipiert war). Dafür, dass sie Gerd die Hemden bügelte. Letzteres lag daran, dass sie zwar einen mächtigen, aber keinen reichen Mann geheiratet hatte. Er war mehrfach geschieden, und das ist teuer. Schon allein deshalb kann der Versorger-Vorwurf nicht so richtig stimmen. Es gab böse Kommentare darüber, wie dünn sie sei. Kleidergröße 32, eine Provokation! Die taz schrieb 2002: Barbie wohnt im Kanzleramt. Man sah in ihr eine Kindfrau – klein und unterlegen. Ein Kind, das entweder zu lieb oder zu frech war. Das entweder zu viel sagte oder zu wenig. Und dann, als sie daheim blieb bei den Kindern, die die Schröders adoptiert haben, war sie auch noch das Hausmütterchen. Dass diese Kinder sie ungleich mehr brauchten als unbeschwerte leibliche Kinder, wollte niemand sehen. Und sie erzählt es keinem – zum Schutz der Kinder.

Immer wieder geriet Doris Schröder-Köpf in eine Rolle, die gerade nicht ihrem Lebensalter und ebenso wenig dem Zeitgeist entsprach. Sie war alleinerziehend, als das noch ein Problem war. Sie trat hinter ihrem Mann zurück, als das ein Problem war. Immer passte alles nicht zueinander. Vielleicht liegt es daran, dass sie die Menschen oft irritiert hat. In ihr konnte sich niemand wiederfinden.

Jetzt aber ist etwas neu in ihrem Leben: Zum ersten Mal könnte sie ein role model sein. Das ist das Kalkül ihrer Partei. Mit der Emanzipationsfrage, ihrem Lebensthema, soll Doris Schröder-Köpf Wähler gewinnen.

»Sehr viele Frauen in meiner Generation waren der Ansicht, dass man die Quote nicht braucht, dass man es mit Willenskraft und einer guten Ausbildung alleine schafft«, sagt Doris Schröder-Köpf. »Diese Frauen haben ihre Töchter auf die besten Schulen geschickt, für viel Geld an Spitzenuniversitäten im Ausland studieren lassen. Dann bekommen die Töchter Kinder, und alles ist wie vor dreißig Jahren.« Die Gegend, in der sie wohnt, ist von diesen ungelebten Leben erfüllt. Da könnte sie was rausholen für ihre Partei. Aber erst einmal musste sie Kandidatin werden, und das war ein Problem: Es gab schon eine.

Sigrid Leuschner, 61, ist seit 43 Jahren in der Partei, Sprecherin ihrer Fraktion für das Thema Verwaltungsreform, seit 18 Jahren im Niedersächsischen Landtag. Eine Gewerkschafterin, jener Typ Politikerin, die Freunde »verdient« nennen und Feinde eine »Hinterbänklerin«. Doris Schröder-Köpf's Einstieg in die Politik bedeutet Sigrid Leuschners Ausstieg. Man hat sie abgesägt. Für die letzten Jahre ihres Berufslebens werden sie bei ver.di irgendeinen Versorgungsposten für sie finden müssen.

Das Kandidatinnen-Duell war eine Miniaturversion der amerikanischen Vorwahlen. In jedem Ortsverein warben die Alte und die Neue um Zustimmung. Die bekannte Front, Schröder-Kritiker gegen Schröder-Ehefrau. Am Ende stimmten die Ortsvereine ab und gaben ihren Delegierten ein Votum mit auf den Weg. Hätten sich die Delegierten daran gehalten, wäre die Karriere von Doris Schröder-Köpf beendet gewesen, aber einige hielten sich nicht dran.

Dieser parteiinterne Wahlkampf war für die Neu-Politikerin Doris Schröder-Köpf eine Art Initiationsritus. Nicht angenehm, auch demütigend. Aber sie konnte zeigen, dass sie taktieren kann. Dass sie Kritik aushält. Dass sie mehr ist als dem Gerd seine Doris. Es war für sie ein Glücksfall, dass sie zu Beginn ihrer politischen Karriere diesen kleinen Mord unter Freunden begehen musste. In der Partei müssen sie sie jetzt ernst nehmen.

An einem Augustabend sitzt Doris Schröder-Köpf auf der Terrasse ihres Stammgriechen. Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, liegt ihr Wahlkreisbüro. Randalierer haben die Scheibe eingeworfen, das wird ihr in den nächsten Wochen noch zweimal passieren. Die Partei wird darüber nachdenken, das Büro schützen zu lassen. Den Stein hat Schröder-Köpf vor dem Fenster gefunden, sie hat ihn in eine Plastiktüte

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

gesteckt und ins Auto gelegt. Beweismaterial. Die Steinewerfer könnten irgendwelche militanten Agenda-Hasser sein, denen sie zu bürgerlich ist, oder vielleicht eine Neonazigruppe, die sich in Hannover herumtreibt. Der Glaser ist gerade dabei, die Scheibe provisorisch zusammenzukleben. Doris Schröder-Köpf sagt, dass ihr das nicht viel ausmacht, aber sie sieht dabei aus, als ob es ihr sehr viel ausmacht.

Sie ist an diesem Tag aus dem Urlaub zurück und hat Hunderte von Mails zu lesen. Sie bekommt Interviewanfragen zu Sigmar Gabriels Bankenpapier und wird gebeten, eine Petition zur Begnadigung der Pussy-Riot-Frauen zu unterzeichnen. Es sind Themen, in denen sie sich nicht auskennt, an denen sie sich verbrennen kann. Sie würde lieber darüber reden, dass man keine jungen Ärztinnen für das Leben in einer niedersächsischen Kleinstadt begeistern wird, wenn es dort keine Kinderbetreuung gibt. Darüber, dass das Land Niedersachsen Aufträge nur an Unternehmen vergeben sollte, die eine akzeptable Frauenquote vorzuweisen haben. Meist reagiert sie gar nicht auf die Anfragen, in denen es sich um Russland dreht und die sich in Wirklichkeit an ihn richten, weil er mal gesagt hat, Putin sei ein lupenreiner Demokrat. Sollen sie doch ihn selbst fragen. Aber wenn sie nichts sagt, ist das auch schlecht. Das bedeutet: Ich habe keine Meinung. Oder: Ich bin seiner Meinung. Ist sie aber nicht immer. Ihr Mann ist der Geostratege, Anwalt der Stabilität. Sie: Verfechterin der Bürgerrechte, ihre Positionen seien »Mainstream«, aber »etwas links von ihm«. Einmal gibt sie Pussy Riot auf ihrer Facebook-Seite ein »Like«. Sie muss nicht befürchten, dass sie da Ärger mit ihm bekommt. Er hat keinen Facebook-Account.

Trotzdem gibt es jetzt manchmal Streit bei den Schröders. Er findet nämlich, dass sie langsam mal in den Vordergrund treten müsste, dass sie unter ihren Möglichkeiten bleibt. Von wem sie alles Interviewanfragen hatte, als sie um ihre Kandidatur kämpfte! Sie hätte mit allen reden können. Sie hätte in der Gala sein können und in Talkshows von Markus Lanz bis Günther Jauch. Er an ihrer Stelle hätte alles abgeräumt. Er findet auch die Fleiß-Methode falsch. Fleiß ist was für die unteren Chargen.

Sie sagt: »Ich finde es manchmal ungerecht, dass ihm Sachen, die für mich jetzt wichtig sind, nicht so wichtig sind.« Gerhard Schröder hatte schon größere Sorgen als ein paar Feinde im Ortsverein, er sagte Nein zum Irakkrieg und hatte Weltmächte gegen

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

sich. »Ab und zu hat es was Beruhigendes, wenn er sagt: Das ist doch alles nicht so schlimm. Dann wieder denke ich, jetzt könnte er aber etwas sensibler sein.«

Hat Gerd's Sensibilität sie beeindruckt, als sie ihm begegnete? Wohl eher das Gegenteil: dass es ihn nicht scherte, was die anderen dachten. Vierte Ehe? Egal. Auch in der Politik war das Mitfühlen nicht sein Spezialgebiet. Medienkanzler. Genosse der Bosse. Basta-Kanzler. All diese Namen hatte er, weil er vor Kraft nur so strotzte. Es ist eine Art, Politik zu machen, die in Deutschland heute nicht mehr funktioniert. Sie wurde beerdigt in der Elefantenrunde am Wahlabend 2005, als ihm nicht in den Kopf ging, dass er abgewählt war. Ausgerechnet Angela Merkel sollte ihn ersetzen! Jemand, der keine Sprüche klopfen kann. Noch dazu: eine Frau.

»Ich bin ja Instinktpolitiker, die werden nicht mehr gebraucht«, sagt er betont gleichgültig. Heute gewinnen Typen wie Olaf Scholz die Wahl. Olaf Scholz, der unter Schröder Generalsekretär war. Braver Mann, findet der Ex-Kanzler. Er könnte auch sagen: was für ein Langweiler. Stephan Weil, der Spitzenkandidat der niedersächsischen SPD, ist auch so einer. Es ist eine Generation von Politikern, die still die Arbeit erledigt, die zu tun ist. Doris Schröder-Köpf gehört auch dazu.

Wäre sie Bundestagsabgeordnete und hätte über den Griechenland-Hilfsfonds zu entscheiden, sie wäre keine von denen, die die 726-seitige Vorlage vor der Abstimmung nicht gelesen haben. Wäre sie nicht seine Frau, würde Gerhard Schröder sagen: eine Langweilerin.

Jetzt geht der Wahlkampf los. Doris Schröder-Köpf's Zwischenbilanz: In der Partei hat sie Freunde, und die Feinde respektieren sie. Sie hat einen guten Listenplatz, und für ihr Wahlkreisbüro hat sie eine »durchwurfhemmende Verglasung« in Auftrag gegeben. Gerd hat versprochen, dass jetzt mal ihre Termine vorgehen. Er gibt ihr Ratschläge, und sie schlägt sie aus. Für den Anfang läuft es nicht schlecht.

Auf die Frage, wofür sie ihren Mann braucht, antwortet sie: »Für das konkrete praktische Leben.« Geburtstagsgeschenke für die Kinder kaufen, zum Elternabend gehen. »Er arbeitet sich da ein, es klappt schon ganz gut.« Sie redet ihren Mann auf Hannover-Format runter. Das ist der kleine Sieg in ihrem persönlichen Emanzipationskampf, ihrer »Befreiung aus dem Gattinnenkerker«, wie sie es nennt.



Vielleicht kann man mehr in diesem Kampf zwischen so ungleichen Gegnern auch gar nicht erwarten.

In China hat Gerhard Schröder, nachdem er ausgiebig ihre Geradlinigkeit gelobt hatte, gesagt: »Es gibt keine Konkurrenz zwischen uns, auch wenn sie das vielleicht anders sieht.« Danach hat er von der Kamascheu seiner Frau erzählt. Er glaubt, dass sie nicht gern im Fernsehen ist, weil man im Fernsehen spontan reagieren muss. Er erinnert sich an eine Livesendung, bei der sie vor längerer Zeit zu Gast war. »Da hat sie sich vorbereitet bis zum Gehnichtmehr, tagelang, und dann...«, Kunstpause, »...dann kamen die erwarteten Fragen nicht!« Sie war fixiert auf das, was sie sich zurechtgelegt hatte. Sie war nicht locker. Eine Katastrophe. »Die Leute müssen doch unterhalten werden«, sagt Schröder, »selbst in ernstesten politischen Sendungen. Wir müssen da mal ein Späßchen machen und dann wieder ernst werden.« Späßchen – so was kann sie nicht, noch weniger als Merkel. Und sie will es auch nicht.

Diesmal sollen es bloß 90 Sekunden werden. Ein Videodreh. In der Kleinstadt Springe hält die SPD ihren Kandidatenkonvent ab. Ein Treffen der 87 Landtagsanwärter, bei dem auch Fotos für die Wahlplakate und YouTube-Clips gemacht werden.

»Mein Name ist Doris Schröder-Köpf«, sagt sie im Studio, »ich bin 49 Jahre alt, verheiratet, habe drei Kinder mit 21, elf und sieben Jahren.« Bei »Ich lebe in Hannover-Waldhausen« verhaspelt sie sich zum ersten Mal. Die helle Stimme wird dünn, die Farbe weicht aus dem Gesicht. Noch mal. Und dann noch mal. Anderthalb Minuten. Name, Alter, Beruf, politische Schwerpunkte. Fünf Anläufe braucht sie. Es ist so einfach. Es ist so schwer. Aber irgendwann ist es gut. Ihr Mann kommt nicht vor, außer in dem Wort »verheiratet«.

Irgendwo in Hannover kümmert sich zur selben Zeit Gerhard Schröder um die Kinder. Er weiß, wie man in Peking Vertreter der chinesischen Nomenklatura umgarnt und wie man es mit einer Weltmacht aufnimmt, aber er weiß nicht, wie er zu Hause reinkommen soll. Er hat den Hausschlüssel vergessen. Und so wartet Gerhard Schröder auf seine Frau, damit sie ihm eine Tür öffnet.

## Bestes Interview

### Laudatio: Michael Krüger

Meine Damen und Herren, liebe Kollegen, es wird Sie nicht verwundern, dass wir nur gute Interviews zu begutachten hatten. Es gab eine gewisse Schwierigkeit in unserer Jury, weil wir zehn Jury-Mitglieder waren und bei allen sieben Entscheidungen, die zu treffen waren, gab es immer ein 5:5. Es war furchtbar!

Interessant für mich war, wie viele unterschiedliche Interview-Formen es geben kann, auch wenn man sich manchmal nicht ganz sicher war, wer der Interviewer war und wer der Interviewte. Denn die Routinen des Interviewers und die Routinen des Interviewten sind in manchen Fällen sozusagen auf gleicher Ebene.

Nur der Zeitdruck hat uns überhaupt zu einer Abstimmung gebracht. Die letzten vier waren: Ein sehr interessantes Interview mit Erika Pluhar von Sven Michaelsen. Ein sehr berührendes von Markus Feldenkirchen mit Pozzo de Borgo. Ein sehr turbulentes Interview von Alexandros Stefanidis über die Griechen. Und ein Interview von Lothar Gorris und Sven Röbel über den Kunstfälscher Wolfgang Beltracchi.

Es kam dann zu einer wirklichen KampfAbstimmung; verschiedene Gegenstände wurden in den Händen der Juroren gesehen, es wurden Drohungen ausgesprochen und zum Schluss haben wir uns auf zwei Beiträge geeinigt über zwei schlechte Steuerzahler – nämlich Beltracchi und die Griechen.

Und zwischen diesen beiden gab es einen großen Schlagabtausch. Und dann haben wir uns 6:4 für einen entscheiden müssen, und zwar für ein sehr gelungenes, sehr trauriges Kapitel. Und dann, als irgendwann einer umgefallen war, haben wir eine Mehrheit für Lothar Gorris und Sven Röbel gefunden.

## Geständnis eines ewigen Hippies

*Der Maler Wolfgang Beltracchi fälschte 35 Jahre lang Gemälde und verdiente damit Millionen. Nun berichtet er zum ersten Mal, wie er den Kunstmarkt narrete – und warum alles aufflog.*

Lothar Gorris / Sven Röbel, Der Spiegel, 05.03.2012

Irgendwann während dieser beiden Tage erzählt Wolfgang Beltracchi von einem Freund in Freiburg. Einem Professor für Pathologie, die beiden kennen sich gut. "Der würde", sagt Beltracchi, ein wenig stolz klang das, "gerne mal mein Gehirn untersuchen. Er glaubt, da wäre irgendwas ganz anders."

Es gibt eine Menge Leute, die gern in den Kopf Beltracchis gucken würden. Die Sammler beispielsweise, die Galeristen, Gutachter, Museumsleute, die seinen Fälschungen aufgesessen sind. Die Ermittler des Landeskriminalamts Berlin, die ihn zwar zur Strecke brachten, mit denen Beltracchi aber nicht sprechen wollte. Das aufgeklärte Kunstpublikum, das Gefallen fand an diesem Hippie-Desperado, weil er die Kunstwelt narrete und ein System vorführte, in dem Millionen für Gemälde bezahlt werden, deren Echtheit nur schwer zu überprüfen ist, ein System, das erratische Entscheidungen darüber fällt, welche Kunst viel wert ist und welche nichts, und das selbst gar nicht genau zu wissen scheint, was das eigentlich ist: Kunst.

Das Treffen mit Wolfgang Beltracchi und seiner Frau Helene findet in einem Vorort im Süden Kölns statt, in dem Haus des Rechtsanwalts Reinhard Birkenstock mit Blick auf die Rheinauen. Ende Oktober ist das Ehepaar von einem Kölner Gericht zu Haftstrafen von sechs und vier Jahren verurteilt worden. Die Ermittler, spezialisiert auf Kunstfälschungen, waren auf insgesamt 55 dubiose Gemälde gestoßen, die seit Anfang der neunziger Jahre im Kunstmarkt auftauchten.

Vor Gericht verhandelt wurden schließlich 14 Bilder, mit denen die beiden insgesamt knapp 16 Millionen Euro eingenommen haben sollen. Der Gesamtschaden, errechnet aus allen Weiterverkäufen, beläuft sich auf 34 Millionen Euro. Der Richter ließ sich auf einen Deal mit den Anwälten ein. Ansonsten hätte das Gericht bei jedem einzelnen Bild klären müssen, dass Beltracchi es tatsächlich selbst gemalt hat, was schwierig geworden wäre, angesichts fehlender direkter Beweismittel. Teil der Übereinkunft war es auch, dass die Beltracchis vor Gericht ein umfassendes Geständnis ablegten.

Der Fall Beltracchi ist der größte Kunstfälscherskandal der Nachkriegszeit, sowohl was Umfang und Perfektion als auch was die Vermarktung der Fälschungen betrifft. Max Ernst, Fernand Léger, Heinrich Campendonk, André Derain, Max Pechstein - es waren Bilder der Klassischen Moderne, zumeist französische und deutsche Expressionisten. Insgesamt, das sagt er mehrmals in diesen beiden Tagen, will er Gemälde von mehr als 50 Künstlern gefälscht haben. Die genaue Zahl verrät er nicht. Schwerer Betrug verjährt strafrechtlich nach zehn Jahren, zivilrechtliche Klagen der Geschädigten aber sind auch bei lange zurückliegenden Fällen möglich.

Beltracchis Prinzip war es nicht, die Gemälde der Expressionisten zu kopieren, sondern, so sagt er, die Lücken aufzufüllen in deren Werk. Entweder erfand er neue Titel und Motive, die angelegt waren an bestimmte Schaffensphasen der Künstler, oder aber er schuf Bilder zu Titeln, die in den Werksverzeichnissen auftauchen, aber als verschollen gelten, und von denen keine Abbildungen existieren.

Kunsthistorische und naturwissenschaftliche Kenntnisse, die Beherrschung von Maltechniken und vor allem ein großes künstlerisches Talent, Beltracchi hat all das, aber er handelte auch mit der Kaltschnäuzigkeit eines Zockers, der die Gier eines überhitzten Kunstmarkts nutzte. Er hat das Selbstbewusstsein und die Hybris eines Mannes, der sich für ein Genie hält und vielleicht sogar eines ist. Er glaubt, das Werk jener Künstler, die er fälschte, besser zu verstehen als die besten Experten.

Zusammen mit dem Krefelder Kumpel Otto Schulte-Kellinghaus, der im selben Verfahren zu fünf Jahren Haft verurteilt wurde, hatte er sich in den achtziger Jahren eine perfekte Geschichte über die Herkunft der Bilder ausgedacht: Danach habe

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Schulte-Kellinghaus' Großvater Knops, ein Schneidermeister aus Krefeld, seinem Enkel eine umfangreiche Kunstsammlung vermacht. Knops habe in den zwanziger Jahren bei Kunsthändlern wie Alfred Flechtheim in Düsseldorf gekauft und die Bilder während der Nazi-Zeit versteckt.

In den neunziger Jahren erfand Beltracchi die Sammlung Jägers. Werner Jägers war tatsächlich ein Unternehmer in Köln, aber vor allem der Großvater von Beltracchis Ehefrau Helene, die er 1993 heiratete und deren Name er annahm (geboren wurde er als Wolfgang Fischer). Auch Jägers habe in den zwanziger Jahren bei Flechtheim und anderen Galerien die Werke namhafter Expressionisten erstanden. Die beiden hätten sich gut gekannt.

Das Ehepaar hat weder vor Beginn des Prozesses noch nach dem Geständnis jemals öffentlich Auskunft über seine Taten gegeben. Beltracchi schreibt derzeit an einem Buch über sein Leben und arbeitet an einem Dokumentarfilm. In diesem Monat wird das Ehepaar die Haft antreten, Helene Beltracchi in Köln-Ossendorf, ihr Mann in Euskirchen. Sie dürfen in den offenen Vollzug.

Frage: Herr Beltracchi, wie viel Schulden haben Sie jetzt genau?

Beltracchi: 6,5 Millionen Euro, glaube ich. Oder sogar 8? Aber wir wissen nicht, wer noch alles kommt.

Frage: Gibt es einen Plan, wie Sie die Ansprüche befriedigen wollen?

Beltracchi: Wir haben Immobilien in Frankreich und in Freiburg. Die sind zum Verkauf angeboten. Und dann gibt es noch das Geld auf den Konten.

Helene Beltracchi: Außerdem arbeiten wir jeden Tag.

Beltracchi: Müssen wir ja, um einen Platz im offenen Vollzug zu bekommen. Wir sind in dem Fotostudio eines Freundes angestellt. Meine Frau hat dort schon in den achtziger Jahren gearbeitet, sie kümmert sich um die Akquise, ich beschäftige mich mit dem Künstlerischen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Frage: Man kann also sagen, dass Sie nun, im Alter von 61 Jahren, zum ersten Mal in Ihrem Leben einer geregelten Arbeit nachgehen?

Beltracchi: Ja, das erste Mal.

Frage: Das haben Sie noch mal knapp vorm Rentenalter geschafft.

Beltracchi: Hatte ich aber nicht vor.

Frage: Sie haben sich das alles sowieso ganz anders vorgestellt?

Beltracchi: So ein Ende stellt sich niemand vor.

Frage: Eine Ahnung aber, dass das nicht gut enden wird, hatten Sie?

Beltracchi: Schon länger.

Frage: Herr Beltracchi, Sie werden als ein Ausnahmetalent gefeiert, das die Absurdität des Kunstmarkts entlarvt. Es gibt aber auch Leute, die sagen, Sie seien viel zu gut weggekommen mit Ihrer Haftstrafe. Für die sind Sie ein Verbrecher.

Beltracchi: Für die einen ist man ein Krimineller, für die anderen ein Künstler. Das kann ich verstehen. Im juristischen Sinne bin ich ein verurteilter Krimineller.

Frage: Haben Sie darüber nachgedacht, ob das richtig ist, was Sie taten?

Beltracchi: Klar. Aber ich habe niemals beschlossen, ein Kunstfälscher zu werden. Meine Begabung war mir früh bewusst geworden, und ich hab sie dann leichtfertig eingesetzt. So hat sich das über Jahre entwickelt. Innerlich sehe ich mich nicht als Verbrecher.

Frage: Juristisch sind Sie es, moralisch auch: Sie haben Leute getäuscht und sich Millionen erschwindelt.

Beltracchi: In den 14 Monaten Untersuchungshaft habe ich richtige Verbrecher kennengelernt: Mörder, Kinderficker, Totschläger. Ich habe nie jemanden verletzt, bestohlen oder ausgeraubt.

Frage: Die Strafe, die Sie bekommen haben, ist also zu hoch?

Beltracchi: Na ja, sie ist hart, aber schon gerechtfertigt, weil ich eben Bilder gefälscht habe, und das seit ewig und drei Tagen. Auf eine gewisse Weise ist das auch

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

eine Erleichterung: Jetzt kann ich all die Dinge öffentlich tun, die ich schon immer gerne gemacht habe. Schreiben, filmen, bildhauern, eigene Sujets malen.

Frage: Früher hatten Sie viel Geld, aber keinen Ruhm. Jetzt gibt es den Ruhm, aber kein Geld.

Beltracchi: Ruhm hat mich nie interessiert. Ich hätte schon in den siebziger Jahren mehr von meinen eigenen Sachen ausstellen können, aber das wollte ich nicht. Das ist wie bei einem Kind. Wenn es aus der Schule kommt, will es nur eins: wieder raus, was erleben. Ewig lang an einem Bild rummalen? Nein, ich wollte Spaß haben, reisen, Frauen kennenlernen, das Leben leben.

Frage: Hat es Sie nie gereizt, der Welt mitzuteilen: Hört mal, Leute, das war ich?

Beltracchi: Nein.

Helene Beltracchi: Dann hätte er diese Bilder auch markieren können. Es gibt Fälscher, die das gemacht haben.

Beltracchi: Bei einem Max Ernst habe ich mal kurz überlegt, eine Micky Maus hineinzumalen. Aber die, die so etwas gemacht haben, waren meist nur kurz im Geschäft. Meine eigenen Sujets zu malen, das hat mir Spaß gemacht, ich konnte die auch gut verkaufen, aber ungemalte Bilder anderer zu malen war weitaus faszinierender.

Einer der berühmtesten Fälscher des 20. Jahrhunderts ist der Niederländer Han van Meegeren. Er hatte sich als neoklassizistischer Künstler versucht, hasste die Kunstkritiker und begann, Bilder im Stil des berühmten Jan Vermeer zu malen, der zum Erstaunen der Kunstwelt kaum christliche Motive hinterlassen hatte. Van Meegeren lieferte sie nach, die Motive dachte er sich aus, auch wenn die Frisuren seiner Figuren manchmal eher in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts passten als ins 17. Jahrhundert. In seiner Villa an der Côte d'Azur perfektionierte er die künstliche Alterung von Leinwänden mit Hilfe eines selbstentwickelten Trockenofens. 1942 verkaufte er einen Vermeer ("Christus und die Ehebrecherin") an Hermann Göring.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Nach Kriegsende wurde er wegen Kollaboration verhaftet. Er legte ein Geständnis ab und malte in der Zelle vor den Augen der Ermittler einen Vermeer.

Je mehr sich der Kunstmarkt nach dem Zweiten Weltkrieg kommerzialisierte, umso öfter versuchten Fälscher davon zu profitieren. Dazu gehört der Königsberger Lothar Malskat, der Werke von Beckmann, Chagall und Munch fälschte und 1955 zu 18 Monaten Haft verurteilt wurde, oder auch der Ungar Elmyr de Hory (Derain, Matisse, Picasso), der sich vor seiner Auslieferung an die französische Justiz 1976 das Leben nahm. Der Engländer Tom Keating will in seiner Karriere mehr als 2000 Bilder im Stil alter Maler produziert haben. In einem Rembrandt-Bild malte er einen Zecher, der ein Guinness-Glas in der Hand hält. Nach seiner Enttarnung wurde er eine Art Volksheld und moderierte eine Fernsehsendung.

"Wenn es gut gefälschte Bilder sind", soll Picasso einmal gesagt haben, "wie herrlich wäre das! Ich würde mich hinsetzen und die Bilder signieren."

Frage: Warum können Sie das eigentlich so gut?

Beltracchi: Ich glaube, die wichtigste Voraussetzung ist, das Wesen eines Kunstwerks zu erfassen. Man schaut es sich an, nimmt es quasi in sich auf, man muss sehend verstehen können, ohne darüber nachzudenken, wie das gemacht wurde. Ich konnte das schon als Kind.

Frage: Es gibt in England einen Mann, der nach einem Hubschrauberflug über London ein Panorama der Stadt aus Vogelperspektive bis ins kleinste Detail nachzeichnen kann. Das ist verblüffend.

Beltracchi: Der hat so eine Art Autismus. Ich habe das nicht.

Frage: Wann haben Sie angefangen zu malen und zu zeichnen?

Beltracchi: Mit zehn oder zwölf. Mein Vater war Kirchenmaler und Restaurator, wir lebten in Geilenkirchen, in der Nähe von Aachen. Ich habe ihm öfter geholfen. Wenn er Kopien Alter Meister malte, waren manchmal die Hände nicht so gut, und ich fragte ihn: Papa, was ist denn da passiert? Meine Schwester behauptete, dass ich als Kleinkind wirkte, als sei ich behindert: Der Wolfgang, der hat immer nur dagesessen und geguckt. Das Interessante ist, dass ich im normalen Leben die einfachsten Dinge



nicht sehe. Ich stolpere oft oder falle sogar hin. Aber wenn ich zeichne oder mir ein Bild anschau, dann schalte ich eine Art Overdrive an und sehe einfach anders als andere Menschen.

Frage: Vor Gericht haben Sie erzählt, wie Sie für Ihren Vater einen frühen Picasso kopierten.

Beltracchi: Ich war 14, und mein Vater gab mir diese Postkarte. Ich durfte zum ersten Mal seine Ölfarben benutzen. Mir gefiel das Original nicht, das war mir zu traurig, also habe ich es verändert, ein Tuch weggelassen, das Bild weniger monochrom gestaltet. Das Malen dauerte einen Nachmittag lang. Mein Vater hat zwei Jahre lang keinen Pinsel mehr angerührt.

Frage: Weil es so gut, so schnell gemalt war?

Beltracchi: Die Zeit, in der so ein Bild entsteht, die Bewegungen, das macht den Duktus aus. Wenn ein Maler damals zwei, drei Stunden für eine kleine Leinwand brauchte, dann darf man selbst nicht schon in einer Stunde oder erst in vier Stunden fertig werden. Dann stimmt der Duktus irgendwie nicht.

Frage: Mit 17 flogen Sie von der Schule.

Beltracchi: Ich hab damals in einer Stripbar gekellnert. In Aachen, Cortis hieß der Laden, und ich hab die Jungs in der Schule mit Druckwaren versorgt.

Frage: Mit Druckwaren, die man damals nicht unbedingt am Kiosk bekam?

Beltracchi: Kann man so sagen. Meinen Mathe-Lehrer habe ich im Séparée erwischt. Er fragte: Fischer, was machst du hier? Du bist viel zu jung! Und ich antwortete: Geld verdienen, aber was machen Sie hier? Meine Mutter sorgte dafür, dass ich noch meinen Realschulabschluss bekam. Ich habe dann die Sonderbegabtenprüfung an der Werkkunstschule in Aachen bestanden, und da fingen die Probleme schon an: Einer der Dozenten sagte, die eingereichten Arbeiten seien nicht von mir - viel zu gut. Mein Kunstlehrer musste die Echtheit bestätigen. 1969 war das, aber das Studium hat mich nicht sehr interessiert. Die meiste Zeit verbrachte ich in einem Café in der Südstraße. Ich saß gerne im Kaffeehaus.

Frage: Wovon haben Sie gelebt?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Beltracchi: Vom Malen halt.

Frage: Da haben Sie schon gefälscht?

Beltracchi: Ein bisschen.

Frage: Was denn so?

Beltracchi: Am Anfang ungemalte Werke Alter Meister, später auch Jugendstil und Expressionisten. Für Flohmärkte, ich denke, den Käufern war schon bewusst, dass es sich dabei nicht um Originale handelte. Ansonsten war ich viel unterwegs. Auf Musikfestivals, auf Reisen. Ich bin mit 15 das erste Mal losgezogen.

Frage: Wo waren Sie?

Beltracchi: Europa. In den Innenstädten habe ich Pflaster bemalt. Das war damals noch ganz ungewöhnlich. Meine erste Tour ging bis nach Barcelona. Da konnte man manchmal 100 Mark am Tag machen. Das war riesig viel Geld. Mein Vater hat damals 800 Mark im Monat verdient.

Frage: Noch mal kurz zurück: Sie haben in jungen Jahren Alte Meister gemalt?

Beltracchi: Ja, aber das war zu viel Arbeit.

Frage: Wieso?

Beltracchi: Zu aufwendig. Früher wurde auf Holz gemalt: Das geht für eine Fälschung gar nicht. Wie will man die Farbe jemals trocknen, ohne dass sich das Holz verzieht? Und dann diese altmeisterliche Lasurtechnik: Man malte wochenlang an einem Bild, und am Ende gab es dafür vielleicht 5000 Mark.

Frage: Waren Sie politisch engagiert?

Beltracchi: Ich habe mal an einer Demo in Aachen teilgenommen gegen Fahrpreiserhöhungen bei der Straßenbahn. Ein Polizist riss mir ein Büschel Haare raus, es gab wilde Prügeleien. Da dachte ich mir: Lass mal stecken.

Frage: Haben Sie damals Drogen genommen?

Beltracchi: Haschisch vor allem, seit 1968 ungefähr. Manchmal habe ich Opium geraucht. Und auch LSD genommen, eine Zeitlang ziemlich viel LSD sogar. Aber ich

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

habe nie schlechte Erfahrungen gemacht. 1985 habe ich aufgehört. Es war genug, ich vermisse es auch nicht.

Frage: Eine bürgerliche Existenz, eine Karriere haben Sie nicht interessiert?

Beltracchi: Nein. Ich habe halt gemalt und gelebt. Die Zeit von 1970 bis Anfang der achtziger Jahre war wie ein einziger, großer Film. In Amsterdam habe ich ein Jahr lang auf einem Hausboot gewohnt. Das war heftig, kann sein, dass ich ein paar Aussetzer hatte.

Frage: Haben Sie gemalt in Amsterdam?

Beltracchi: Keinen Strich. Ich bin morgens auf den Flohmarkt gegangen und ließ mich von den Touristen gegen Geld fotografieren. Ich sah ganz schön wild aus, lange Locken bis zur Hüfte, indische Gewänder, ein bodenlanger Pelzmantel. Da muss es eine Menge Fotos geben.

Frage: Klingt super. Aber war es das wirklich? Drogen können Fürchterliches anrichten.

Beltracchi: Die ganz harten Drogen waren damals, Anfang der Siebziger, noch nicht so verbreitet. Easy Living, das war es: Überall bekam man einen Job, es gab keinen Druck, Geld war kein Problem, nichts war ein Problem.

Frage: Man kann sagen, dass Sie dieses Lebensgefühl ziemlich lange, vielleicht sogar bis heute, durchgezogen haben?

Beltracchi: Ich habe es gestreckt, solange es ging.

Frage: Seit wann ist es vorbei?

Beltracchi: Seit dem Knast, würde ich sagen. Aber ich arbeite daran, dass es wiederkommt. In der U-Haft hieß es: Mensch, was bist du gut drauf! Ich bin eine Frohnatur und dachte mir: Du sitzt jetzt hier, das hat seine Gründe, war ja klar. Natürlich wird auch der offene Vollzug kein Kinderspiel. Die Häuser sind weg, das Geld ist weg. Für jeden normalen Menschen muss das viel bedeuten.

Frage: Für Sie doch auch.

Beltracchi: Nicht so.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Helene Beltracchi: Jetzt fängt etwas Neues an, das muss ja nicht unbedingt einen Geldwert haben. Wir sind in einem Alter, in dem die meisten sagen, so, jetzt mache ich gar nichts mehr, aber wir gehen noch mal ganz nach vorne.

Frage: Man hat nicht den Eindruck, als sei Ihnen Materielles egal. In Ihr Weingut in Frankreich, 28 Hektar groß, haben Sie fast eine Million Euro gesteckt, Ihre Villa in Freiburg hat fünf Millionen gekostet, allein der Swimmingpool eine Million.

Beltracchi: Stimmt nicht. Der Pool hat 700 000 Euro gekostet. Das Geld war nichtig, es ging um den Spaß, den das machte. Für mich war das Kunst.

Frage: Und wenn das Geld weg war, damals in den siebziger Jahren?

Beltracchi: Dann habe ich wieder Bilder gemalt. Außerdem habe ich damals auch meine eigenen Sachen gemacht: Acryl auf Leinwand, ziemlich detailliert, fast fotorealistisch, sehr aufwendig.

Frage: Ihre Bilder wurden in den siebziger Jahren sogar im Haus der Kunst in München gezeigt.

Beltracchi: Ja, auf einmal waren die Türen offen. Ich bin angesprochen worden von Sammlern, von Galeristen. Für eins meiner Bilder gab es 11 000 Mark, für zwei andere noch mal 5000. Das war viel Geld.

Frage: Stimmt es, dass Sie Ihre eigenen Bilder irgendwann sogar zurückkauften?

Beltracchi: Es gibt eine Geschichte von E. T. A. Hoffmann, die im Paris des 17. Jahrhunderts spielt, über einen Juwelier, der ganz tollen Schmuck macht. Jedes Mal, wenn er ein Schmuckstück verkauft hat, werden die Damen ermordet und verschwindet der Schmuck. Ich habe natürlich die Besitzer der Bilder nicht ermordet, aber ich kann das verstehen. Ich wollte meine Bilder wiederhaben und sie eigentlich auch nie verkaufen.

Frage: Haben Sie die Bilder heute noch?

Beltracchi: Nicht alle. Eins ist in Freiburg, eins in Frankreich.

Frage: Wie viele eigene Bilder haben Sie in den siebziger Jahren gemalt?

Beltracchi: Vielleicht zehn.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Frage: So wenig?

Beltracchi: Ja, was denn? Vermeer hat in seinem ganzen Leben nur 40 gemalt.

Frage: Und wie viele Fälschungen haben Sie damals gemacht?

Beltracchi: Das kann ich jetzt nicht sagen. Sonst schreit mein Anwalt.

Frage: Das wäre schon interessant.

Beltracchi: Die Rechnung ist doch ganz leicht: Nehmen Sie ...

Helene Beltracchi: Hörst du auf!

Beltracchi: ... ich habe immer nur gemalt, wenn ich Lust hatte und Geld brauchte. Das hat sich aber nie wirklich professionalisiert, auch wenn es die Händler gerne gehabt hätten. Es ging hoch her im Kunstmarkt, man hätte auch 1000 oder 2000 Bilder verkaufen können.

Frage: Sie haben Anfang der achtziger Jahre auch mal eine Kunsthandlung gehabt, zusammen mit einem Immobilienmakler aus Düsseldorf.

Beltracchi: Nicht lange. Ich musste im Büro sitzen, das war nichts für mich. Plötzlich hatte ich einen Typen an der Backe, der vor allem ganz schnell ganz viel Geld verdienen wollte. Er gab mir eine viertel Million Mark, die ich für Bilder ausgeben konnte. Ich bin nach London, zu Christie's, zu Sotheby's, und habe eingekauft: einen Teniers, einen Cranach, einen wunderschönen Joachim Beuckelaer, 16. Jahrhundert. Der hat das nie begriffen und glaubte, man kauft so ein Bild, und nach zwei, drei Wochen wird es mit Gewinn weiterverkauft. Tatsächlich muss man sich ein paar Jahre Zeit lassen, wenn es funktionieren soll.

Frage: Der Makler hat später behauptet, Sie seien bei ihm eingebrochen und hätten Bilder gestohlen, die dann auf einer Auktion wieder auftauchten.

Beltracchi: Einen Einbruch? Lächerlich. Das haben Sie ja auch im SPIEGEL geschrieben. Da stand sogar, dass Bilder aus dem Rahmen geschnitten worden seien. So ein Wahnsinn! Ich hätte so ein Bild gefälscht, aber niemals geklaut.

Beinahe hätte die Fälscherkarriere schon in den neunziger Jahren ihr Ende gefunden. Die Berliner Polizei ermittelte damals gegen zwei aus Aachen stammende Kunsthändler und einen heroinabhängigen technischen Zeichner. Seit Ende der achtziger Jahre hatten sie mit gefälschten Gemälden gehandelt, vorzugsweise Werken des kaum bekannten Expressionisten Johannes Molzahn, aber auch ein Campendonk war darunter. Die Bilder waren für vergleichsweise geringe Summen von jeweils mehreren zehntausend Mark gehandelt worden, die Strafen fielen milde aus. Urheber der meisten Fälschungen, 21 insgesamt, so fand die Polizei heraus, sei ein gewisser Wolfgang Fischer aus Krefeld. Doch die Ermittler konnten ihn nicht finden.

Beltracchi schaut sich die Abbildungen an. "Das da ist klasse", sagt er. "Das da Schrott." Er blättert. "Und das soll ein Campendonk sein? Das hat bestimmt der Junkie gemalt. Ich stehe zu meinen Bildern, aber da sind einige nicht von mir. Ich habe immer befürchtet, dass diese Leute eines Tages auffliegen."

\*

Frage: Wurden neben den Molzahns bei Ihnen auch andere Bilder bestellt?  
Beispielsweise Campendonks?

Beltracchi: Meine Herren, da kann ich nur eins sagen: Bestellt hat bei mir nie irgendjemand. Ich habe gemalt, weil ich es wollte. Dass Sie mir so etwas unterstellen wollen, wirklich unglaublich.

Frage: Es gibt einen Ausstellungskatalog der Galerie Claus Runkel in London aus dem Jahr 1986.

Beltracchi: Den Katalog haben Sie? Ich habe ihn noch nie gesehen.

Frage: Dort sind Bilder drin, das könnten auch Beltracchis sein: zwei Campendonks, "Gelber Akt mit Reh in Berglandschaft" und "Rote Kuh vor Häusern", und eines des russischen Malers Wladimir Bechtejew, das "Landschaft bei Murnau" heißt. Kennen Sie die Bilder?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Beltracchi: Die sind schön, oder nicht?

Frage: Sie müssten noch einmal Ihre Arbeitsweise erklären: Sie haben sich mit einem Künstler beschäftigt und dann kleine Serien gemalt?

Beltracchi: Serien habe ich nicht gemalt, aber man muss sich wirklich intensiv auf den Künstler einlassen. Deshalb kam es auch vor, dass ich Jahre später erneut einzelne Bilder eines Künstlers gemalt habe. Da war der Aufwand nicht so groß. Das Problem war auch nie das Malen selbst, sondern es war vor allem kompliziert, alte Leinwände, Rahmen zu finden, die gab es manchmal für 30 Euro, manchmal auch für 5000 Euro. Das waren zum Teil echt schöne Bilder, die ich noch heute im Kopf habe. Wenn ich die alten Farben nicht runterbekam, habe ich Details des alten Bildes in das neue übernommen.

Frage: Sie haben in Ihrem Geständnis vor Gericht beschrieben, wie Sie sich einem Künstler genähert haben.

Beltracchi: Ja, am Beispiel von André Derain, der neben Matisse einer der Hauptvertreter des Fauvismus war. Dazu muss man wissen, dass nur Derains aus der fauvistischen Phase hohe Preise erzielen, also aus den Jahren 1905 bis 1909. Zuerst habe ich mir die Literatur über den Künstler besorgt, dann Ausstellungen und Museen besucht. Es war wichtig, die Bilder im Original zu sehen, weil die Farben im Druck oft falsch sind. Ich bin auch nach Collioure gefahren, wo Derain 1905 mit Matisse den Sommer verbracht hat. Ich hab mir das Dorf angeschaut, den Strand, das Licht, die Atmosphäre und die Stimmung jenes Sommers erspürt.

Frage: Wie geht das?

Beltracchi: Ich habe mich mit der Person Derains und seiner Zeit vereinigt. Dreyfuss stand gerade vor dem Freispruch, Clemenceau sollte bald Ministerpräsident werden, der Erste Weltkrieg in neun Jahren beginnen. Derain hat in diesem Sommer großartige Bilder gemalt. Ich habe das Besondere eines Künstlers erkannt, um es vielleicht noch ein wenig besser zu machen, als er es selbst geschafft hat. Was ja möglich ist, schließlich weiß man heute, wie sich die Kunstgeschichte seitdem entwickelt hat.

Frage: Klingt alles seltsam.

Beltracchi: Ist aber der zentrale Punkt. Jedes Philharmonie-Orchester interpretiert nur den Komponisten. Mir ging es darum, neue Musik dieses Komponisten zu schaffen. Ich wollte das kreative Zentrum des Malers so erreichen und kennenlernen, dass ich die Entstehung seiner Bilder mit seinen Augen und eben auch das neue, von mir gemalte Bild mit seinen Augen sah - und zwar bevor ich es malte.

Frage: Ihre Campendonk-Fälschungen beispielsweise haben dazu geführt, dass die Preise für seine Bilder auf dem Kunstmarkt geradezu explodierten.

Beltracchi: Verdreifacht. Auch bei Pechstein oder Max Ernst. Dessen Witwe Dorothea Tanning, selbst Künstlerin, hat über eine meiner Fälschungen gesagt, das sei der schönste Max Ernst, den sie je gesehen habe. Die Kunst ist es, ein Bild zu malen, das es nicht gibt, aber doch perfekt ins Werk passt. Auch wenn im Verfahren Gutachter anderes behaupteten: Ich habe bei keinem einzigen Bild technische Hilfsmittel benutzt. Keine Projektoren, keine Raster. Ist ja lächerlich. Warum soll ich eine Skizze umständlich projizieren, wenn ich sie aus der Hand malen kann?

Frage: Warum macht Sie das so wütend?

Beltracchi: Ärgerlich macht mich das. Das sind doch nur nachträgliche, ärmliche Erklärungsversuche von Experten, die die Bilder jahrelang hochgelobt haben.

Frage: Sie selbst hätten Ihre Bilder als Fälschungen erkannt?

Beltracchi: Natürlich. Es war auch immer ein bisschen merkwürdig, wenn ich in einem Museum eins dieser Bilder sah. Ich habe da in diesem Moment lieber einen Bogen darum gemacht. Ich wollte nicht so nah heran, weil ich Angst hatte, dass das Bild mit mir spricht.

Frage: Sie haben Mitte der achtziger Jahre in Krefeld Otto Schulte-Kellinghaus kennengelernt, der ebenfalls verurteilt wurde. Sie haben gemalt, er war zuständig für den Vertrieb. Und es begann auch die Zeit, wo Provenienzen für die Bilder erfunden werden mussten.



Beltracchi: Ich wollte nicht bei Händlern oder Experten in Erscheinung treten. Vorher war das auf der Flohmarktschiene gelaufen. Otto hat sich die Sammlung Knops einfallen lassen. Den Schneidermeister Knops aus Krefeld, seinen Großvater, hat er zum Kunstsammler gemacht. Aber das mit der Provenienz haben wir damals nicht so ernst genommen.

Die beiden Beltracchis können sehr ausgiebig über den Kunstmarkt schimpfen. Ein bisschen erinnern sie dann an Fahrraddiebe, die dem Bestohlenen vorwerfen, er hätte doch sein Fahrrad besser abschließen können. Wie reich sie durch ihren Betrug geworden sind, wie viel nicht nur künstlerische, sondern auch merkantile Begabung dazugehört und wie genau sie die Mechanismen des Marktes verstanden haben, das würden sie am liebsten gar nicht gedruckt sehen.

Und doch zeichnet der Fall Beltracchi ein ziemlich genaues Abbild des globalen Kunstmarkts: Angesehene Galerien in Paris, Zürich, London, New York spielen da eine Rolle. Renommiertere Händler wie das Kunsthaus Lempertz in Köln. Dubiose Firmen auf den Virgin Islands oder in Hongkong, die klammen Galeristen die Zwischenfinanzierung ermöglichen. Museen wie das MoMA in New York, das Sprengel Museum in Hannover, die Hermitage in Lausanne, die die Fälschungen ausstellen. International agierende Häuser wie Christie's, die die Bilder schließlich zu Höchstpreisen versteigern an Sammler, die es sich leisten können. So landeten Beltracchis Fälschungen nicht nur bei einer diskreten Firma auf Malta, hinter der osteuropäische Investoren vermutet werden, sondern auch in der Sammlung des schwäbischen Unternehmers Würth oder im Privatbesitz des Hollywood-Schauspielers Steve Martin. Oder in der Kunststiftung des Bohrmaschinenherstellers Hilti, in der Surrealismus-Sammlung des früheren "Paris Match"-Verlegers Daniel Filipacchi und auch bei anderen Industriellenfamilien in Paris oder bei Investmentfirmen in der Schweiz.

Niemand der Beteiligten, über die die Bilder in den Kunstmarkt gelangten, scheint echte Zweifel gehabt zu haben. Weder Henrik Hanstein, Chef des Kunsthauses Lempertz und fleißiger Abnehmer von Beltracchi-Bildern, noch Werner Spies, ehemaliger Museumsleiter im Centre Pompidou in Paris und Max-Ernst-Experte, der

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

gleich sieben Beltracchi-Nachahmungen für echt erklärte. Zweifel sind schlecht für das Geschäft.

Ein Händler, der ein Bild für 100.000 Euro ankauft, aber weiß, dass er es für 200.000 oder 300.000 Euro weitergeben kann, will sich möglicherweise nicht so viele Gedanken machen. Meistens wurden die Gemälde noch von einem Restaurator untersucht, aber Beltracchis Bilder waren so gut, dass nichts auffiel. Wenn das Gemälde schließlich in einem Museum gezeigt und von einem wichtigen Sammler gekauft wird, entsteht aus dieser Kette eine perfekte Provenienz. Erst recht, wenn sie bei den großen Galerien am Anfang des 20. Jahrhunderts beginnt, bei Flechtheim und der Galerie "Der Sturm".

Zweifel gab es, aber die hatten nichts mit der Echtheit der Bilder zu tun: Der jüdische Kunsthändler Flechtheim hatte in den dreißiger Jahren Deutschland verlassen müssen. Was aus den Bildern seiner Sammlung geworden ist, darum tobt seit Jahren ein Restitutionsstreit. Bilder aus jüdischem Besitz, die von den Nazis enteignet wurden, die wären ein Problem.

Frage: Alle wollen, dass ein Bild echt ist?

Beltracchi: Es hilft, wenn es auch noch toll aussieht und keine Auffälligkeiten hat. Niemand will, dass ein Bild falsch ist. Die denken alle sehr positiv.

Frage: Sie haben sich 1989 vorübergehend von Schulte-Kellinghaus getrennt. Warum eigentlich?

Beltracchi: Na ja, wir hatten geschäftliche Differenzen. Ich hab dann erst mal ein Drehbuch geschrieben für ein Roadmovie mit viel Musik, das hauptsächlich in Marokko spielt, wo ich mal Anfang der achtziger Jahre ein Jahr lang gelebt habe. Wir haben dafür sogar offizielle Drehbuchförderung bekommen. Am Ende ist der Film aber an der Finanzierung gescheitert.

Frage: Sie haben nicht mehr gemalt?

Beltracchi: Es gab noch genug Bilder auf Lager, außerdem ist der Kunstmarkt 1990 zusammengebrochen. Ein, zwei Jahre lang habe ich fast nichts gemalt. Im Februar 1992 habe ich dann Helene kennengelernt.

Frage: Wann haben Sie ihr gesagt, wie Sie Ihr Geld verdienen?

Beltracchi: Nach einer Woche. Normalerweise muss man aufpassen. Die meisten fliegen auf, weil sie den Falschen sagen, was sie machen.

Frage: Wie haben Sie reagiert, Frau Beltracchi?

Helene Beltracchi: Oh, dachte ich. Von so etwas hatte ich noch nie gehört. Das klang abgefahren. Und natürlich hat es mich beeindruckt und tut es immer noch, dass er einen besseren Max Ernst malen kann als Max Ernst selbst. Trotzdem fragt man sich: Was ist das für einer? Aber wenn du dich verliebt hast und du weißt, das ist der Richtige, dann musst du das eben hinnehmen. Zahnarzt, das wäre schlimm gewesen.

Frage: Sie haben den Vertrieb übernommen.

Beltracchi: Vertrieb klingt viel geschäftlicher, als wir es damals gelebt haben. Das Problem war, dass ich meine Frau nicht reinziehen wollte. Hat man ja gesehen, wohin das führt. Ab 1997 habe ich wieder mit Otto gearbeitet.

Frage: Sie haben dann einen ständigen Fluss an Bildern produziert?

Beltracchi: Überhaupt nicht. Wir haben jahrelang in einem Wohnmobil gelebt, wir waren monatelang in Asien und auf Guadeloupe. Dass man den Output kontinuierlich steigert, war nie der Gedanke.

Frage: Haben Sie irgendwann gedacht, jetzt sollte ich besser aufhören?

Beltracchi: Erst ganz zum Schluss. Ich habe ja noch einen Derain und einen Léger gemalt, und da ahnte ich schon, das sind vielleicht die letzten zwei.

2006 lieferten die Beltracchis einen Heinrich Campendonk mit dem Titel "Rotes Bild mit Pferden" im Kunsthaus Lempertz ein. Auf der Rückseite hatte Beltracchi Aufkleber der "Sammlung Flechtheim", der Galerie "Der Sturm" und vom "Kunstsalon Emil Richter" angebracht.

Der Maler Heinrich Campendonk, 1889 in Krefeld geboren und 1957 in Amsterdam gestorben, gehörte Anfang des 20. Jahrhunderts zur Künstlergruppe "Der Blaue Reiter". Er war befreundet mit Künstlern wie August Macke, Franz Marc, Paul Klee, Wassily Kandinsky, 1934 emigrierte er nach Belgien. Ein Bild mit dem Titel

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

"Rotes Bild mit Pferden" existiert tatsächlich im Werkverzeichnis, allerdings ohne Abbildung und Angaben zu Maßen und Verbleib.

Vereinbart war, dass eine Expertise erstellt werden sollte. Im November 2006 wurde das Bild für insgesamt 2,88 Millionen Euro von der maltesischen Firma Trasteco ersteigert. Es war das höchste Auktionsergebnis jenes Jahres in Deutschland. Weil die Expertise jedoch fehlte, veranlassten die neuen Besitzer eine naturwissenschaftliche Untersuchung. Das Ergebnis bekamen sie 2008: Auf der Leinwand fanden sich Spuren von Titanweiß, einem Pigment, das Campendonk nicht benutzt haben konnte, weil es das damals noch nicht gab. Die Anwältin reichte Klage ein beim Landgericht auf Rückzahlung des Kaufpreises. Unterschiedliche Gutachten mit unterschiedlichen Ergebnissen folgten. 2010 schließlich erstattete die Anwältin Strafanzeige. Am 27. August werden Wolfgang und Helene Beltracchi in Freiburg verhaftet und kommen bis zum Prozess im Oktober 2011 in U-Haft.

Während der 14 Monate zeichnet Beltracchi Porträts seiner Mithäftlinge, nach Umschluss schreiben die beiden sich Briefe. "7000 oder 8000 Seiten insgesamt", sagt er. Zurzeit sind sie noch ein letztes Mal für zehn Tage auf ihrem Weingut in Frankreich, zusammen mit ihrem Anwalt, der auf Geheiß des Richters dabei sein soll, weil immer noch ein Rest an Fluchtgefahr bestehe. Danach beginnt die Haft.

Frage: War das "Rote Bild mit Pferden" Ihr größter Fehler?

Beltracchi: Was heißt Fehler? Naturwissenschaftliche Untersuchungen waren damals noch relativ neu. Nur zwei Dinge dazu: Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind immer interpretierbar. Und: Es ist kein Problem, Bilder so zu malen, dass diese Untersuchungen nicht greifen. Die würden über Jahre nichts entdecken können. Damals habe ich darauf nicht so geachtet.

Frage: Aber wie kam das Titanweiß auf die Leinwand?

Beltracchi: Ich hatte immer ein Zinkweiß verwendet, absolut üblich zu Campendonks Zeit. Normalerweise habe ich mir das selbst gemischt, aber mir fehlten Pigmente. Deswegen nahm ich ein Zinkweiß aus einer Tube, ein Produkt aus Holland, auf dem leider nicht stand, dass dort auch ein bisschen Titanweiß drin ist. Die Sache flog also nur wegen einer falsch etikettierten Tube auf.

Frage: Ein Experte fand dann auch heraus, dass es diese Galerieaufkleber in Wahrheit nicht gegeben hat.

Beltracchi: Diese Eigenkreationen waren natürlich Blödsinn.

Frage: Warum haben Sie nicht authentische benutzt?

Beltracchi: Keine Lust. Es war ein Jux. Ich dachte auch, dass das nur ein-, zweimal durchgeht.

Frage: Seit ungefähr 2003 kamen auch immer mehr Anfragen nach Belegen für Ihre erfundene Jägers-Sammlung. Im Nachhinein kann man sagen, dass sich die Schlinge zuzog. Sie haben dann irgendwann nicht nur Bilder gefälscht, sondern auch Fotos, um die Echtheit Ihrer Fälschungen zu untermauern.

Beltracchi: Ja. Wir wurden gefragt, ob es nicht alte Familienfotos gibt, auf denen die Gemälde zu sehen sind. Na klar, gibt es die. Ich habe mir eine alte Fotokamera besorgt, diese großen Pappteile aus den zwanziger Jahren, dazu alte Filmrollen, Vergrößerer, Schalen, alles, was der Flohmarkt so hergab. Das Schwierigste war das Papier.

Helene Beltracchi: Und ich hab mir ein Blüschchen angezogen, wie es die Omas immer getragen haben.

Beltracchi: An den Wänden hingen Fotokopien der Fälschungen, die Bilder hatten wir nicht mehr, die waren ja verkauft.

Frage: Sie haben auch noch ein Foto gemacht, das eine Ausstellung in der Galerie Flechtheim im Jahr 1928 zeigen soll.

Beltracchi: Ich habe sogar die Fußleisten der Galerie nachgebaut, obwohl die auf dem Foto später gar nicht zu sehen sind. Die Bilder der Stilleben-Ausstellung habe ich in Schwarzweiß ausgedruckt, in Originalgröße, und in alte Rahmen geklebt - und die Kopie meines Léger einfach dazwischengehängt.

Frage: Wie haben Sie eigentlich von dem Titanweiß-Gutachten erfahren?

Beltracchi: Durch Hanstein, den Chef vom Kunsthaus Lempertz.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Helene Beltracchi: Wir waren davon ausgegangen, dass Hanstein vor der Versteigerung des Bildes eine Expertise hat erstellen lassen. Aber das hatte er nicht.

Beltracchi: Der hat es versiebt.

Frage: Das Gutachten wurde im März 2008 erstellt. Da wussten Sie, es geht in die Schlusskurve?

Beltracchi: Ja.

Frage: Und Ihr Plan?

Beltracchi: Es gab keinen. Andere haben uns geraten, die Häuser zu verkaufen und weg! Aber das kam und kommt für uns nicht in Frage.

Frage: Sie erzählen das so nüchtern, Sie müssen doch sehr nervös gewesen sein.

Beltracchi: Waren wir.

Helene Beltracchi: Möglicherweise hat das mit meiner Krebserkrankung ein paar Jahre zuvor zu tun. Ich bin dem Teufel schon mal von der Schippe gehüpft. Und natürlich gab es auch eine Zeitlang Hoffnung. Den Zivilprozess hätten wir vermutlich gewonnen. Aber dann stellten die Anwälte der Käufer Strafanzeige.

Frage: Hat der Kunsthistoriker Werner Spies tatsächlich insgesamt 400 000 Euro von Ihnen für die Expertise von sieben Max-Ernst-Fälschungen bekommen?

Beltracchi: Gut möglich.

Frage: Er fand es ganz normal, für eine Expertise acht bis neun Prozent des Verkaufspreises zu nehmen?

Beltracchi: Ja, das fand er. Für manch einen tut es mir leid, für manch einen wiegt meine Entschuldigung vielleicht nicht so schwer wie seine Gier.

Frage: Würden Sie sagen, der Kunstmarkt ist korrupt?

Beltracchi: Nicht korrupter als ich. Das war mir schon ganz früh klar.

Frage: Sie haben am Ende noch versucht, diesen Léger und diesen Derain zu platzieren. War das nicht riskant?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Beltracchi: Wir waren uns unsicher, weil wir wussten, dass es langsam komisch wird. Aber wir wollten mit dem Geld den Campendonk von dieser maltesischen Firma zurücknehmen. Und mit dem Rest des Geldes einen Palazzo in Venedig kaufen. Ein schöner Traum, oder?

Helene Beltracchi: Uns wurden noch relativ spät jeweils fünf Millionen Euro für die Bilder geboten. Als es dann kritisch wurde, haben sich die Interessenten natürlich rausgezogen. Unser zivilrechtlicher Anwalt hat sogar mit den Kripo-Leuten gesprochen und ihnen mitgeteilt, dass wir zur Verfügung stünden. Aber die wollten, glaube ich, die große Shownummer.

Frage: Es war Ihnen klar, dass das alles im Gefängnis enden würde?

Beltracchi: Logisch. Ich bitte Sie. Nachdem die nicht mit uns reden wollten, haben wir unser Haus in Frankreich aufgeräumt und sind dann nach Deutschland, nach Freiburg, gefahren. Da war schon bei unserem Sohn durchsucht worden. Meine Frau hatte dem durchsuchenden Beamten am Telefon gesagt: Machen Sie ein Siegel drauf, wir kommen am Freitag. Die Ermittler haben uns dann, als wir in Freiburg ankamen, sogar noch ins Haus reingelassen, und als wir später zum Abendessen fuhren, folgten sie uns, sperrten Straßen, mit Hunden und Mannschaftswagen, und zückten ihre Waffen. Die haben sogar die Kinder ans Auto gestellt. Als ob wir Terroristen wären.

Helene Beltracchi: Dann fragten die Ermittler nach Waffen. Sind Pinsel Waffen?

Frage: Und die Kinder?

Helene Beltracchi: Wussten von nichts. Die standen da im Regen und waren völlig entsetzt. Wolfgang hat immer nur gemalt, wenn die Kinder in der Schule waren.

Frage: Die Anzahl der Bilder wollen und können Sie nicht verraten. Aber wie viele Künstler waren es?

Beltracchi: Ungefähr 50 in meinem gesamten Leben.

Frage: Wissen Sie eigentlich, wo Ihre Bilder jetzt überall sind?

Beltracchi: Nein.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Frage: Vielleicht fallen sie demnächst in dem einen oder anderen Museum von der Wand?

Beltracchi: Lassen wir sie doch hängen. Wäre es nicht reine Eitelkeit, wenn ich Ihnen jetzt sagen würde, wo noch welche hängen könnten?

Frage: Unter einem umfassenden Geständnis stellt man sich etwas anderes vor.

Beltracchi: Moment mal. Ich habe ein Geständnis abgelegt zu den Bildern, die Gegenstand des Prozesses waren. Ansonsten: Wenn die Kripo mich damals gefragt hätte, hätte ich den Ermittlern gesagt, wo die Bilder sind, soweit ich es weiß.

Helene Beltracchi: Wenn jemand vermutet, dass bei ihm zu Hause ein Beltracchi hängt, dann soll er sich melden.

Beltracchi: Und er bekommt eine ehrliche Antwort.

Frage: Haben Sie jedes Bild im Kopf, das Sie gefälscht haben?

Beltracchi: Jedes. Dort sind auch die 300 000, 400 000 Bilder drin, die ich mir in meinem Leben angeschaut habe. Man hat ganz schön Platz da oben.

Frage: Würden Sie noch immer fälschen?

Beltracchi: Ich hätte schon ein paar Maler in Reserve. Aber mich hat es mehr und mehr gestört, meine Bilder falsch zu signieren. Ich hatte auch irgendwie keine Lust mehr. Ich fühlte mich nicht mehr wohl.

Frage: Genug Lücken in der Kunstgeschichte gäbe es?

Helene Beltracchi: Das Internet macht es viel schwerer, diese Lücken zu finden. Alles ist dokumentiert. Und für die Kunst nach dem Zweiten Weltkrieg ist es geradezu unmöglich. Dieser amerikanische Fall, der Ende des vorigen Jahres gemeldet wurde, gefälschte Pollocks, de Koonings, Rothkos, das kann nicht funktionieren.

Beltracchi: Das hätte ich auch malen können. Nichts leichter als ein Pollock.

Frage: Mangelndes Selbstbewusstsein ist nicht Ihr Problem.

Beltracchi: Nein. Ich kann alles malen. Leonardo? Natürlich. Aber warum? Kann man nicht verkaufen.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Frage: Was ist Ihre beste Arbeit?

Beltracchi: Die waren eigentlich alle gut. Das große Waldbild nach Max Ernst, das fand ich sehr schön. Und auch einen Campendonk, diese Widmung an Else Lasker-Schüler, ein Bild, das es wirklich gegeben hat, das aber verschollen ist. Ich hatte in der Gesamtausgabe bei Suhrkamp, Band 3,1, Seite 104, ein Prosastück von ihr gefunden, zwei, drei Seiten nur, es heißt "Künstler", da habe ich Elemente für das Gemälde rausgenommen. Mich würde interessieren, wie das echte ausgesehen hat.

Frage: Es gibt Kunstkritiker, die Ihre Fälschungen zur Konzeptkunst erklären, weil Sie damit die Absurditäten des Kunstmarkts thematisieren.

Helene Beltracchi: Damien Hirst sagt, der Kunstmarkt selber ist Kunst. Der legt seine Serienbilder auf den Tisch oder seinen Diamantschädel: Leute, ich verarsche euch jetzt. Und die Leute machen mit.

Frage: Der Kunstmarkt entscheidet darüber, was Kunst ist und was nicht. Gäbe es einen anderen Weg?

Beltracchi: Keine Ahnung. Sie sprechen ja immer über Moral.

Frage: Na und?

Beltracchi: Müssten Sie sich denn nicht fragen, wie es sein kann, dass Gerhard Richter sich selbst öffentlich darüber mokiert, dass ein Bild zwölf Millionen Euro kostet? Der Markt ist bereit, diese Summen zu zahlen. Nur derjenige, der am Ende der Kette steht, zahlt die gesamte Zeche.

Frage: Sie haben kräftig daran verdient.

Beltracchi: Ja, und ich kann nur sagen, dass ich mich nicht schämen würde, eigene Kunst ganz teuer zu verkaufen.

Frage: Würden Sie selbst viel Geld für das Bild eines Künstlers ausgeben?

Beltracchi: Die erste Frage wäre: Könnte ich das nicht selber malen? Die zweite: Gibt es überhaupt eins, das ich möchte? Jeder Mensch hat Bilder im Kopf, die ihm wichtig sind. Die Geburt meiner Tochter, das ist zum Beispiel ein Bild, oder als ich das erste Mal meine Frau gesehen habe. Bilder der Liebe kann man nicht malen,

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

sondern sich nur vorstellen. Also: Ich brauche kein Bild eines anderen Künstlers. Ich habe genug eigene.

Frage: Malen Sie gerade?

Beltracchi: Ja. Und ich signiere die Bilder mit Beltracchi.

Frage: Was malen Sie?

Beltracchi: Weiterhin klassische Moderne, aber mit Porträtfotos von mir kombiniert. Ich bin auch dabei, zwei große eigene Werke fertigzustellen, die ich vor der Verhaftung begonnen hatte, sowie ein Skulpturen-Triptychon. Vor allem male ich jetzt richtig groß. Die Bilder waren früher eher klein, maximal 80 mal 100, das war immer ein bisschen pingelig. Ein großes Bild zu malen ist einfach geiler.

Frage: Es gibt Leute, die das kaufen wollen?

Beltracchi: Ja. Das sind die gleichen, die auch sonst teure Kunst kaufen. Aber ich habe nicht so viel Bock zu malen, um damit die Schulden abzubezahlen. Das ist wie Auftragsarbeit. Ich muss es trotzdem.

Frage: Lieben Sie Kunst?

Beltracchi: Ich liebe meine Frau. Kunst finde ich schön.

Frage: Sind Sie ein Künstler?

Beltracchi: Natürlich.

Frage: Was ist ein Künstler?

Beltracchi: Einer, der Kunst macht.

Frage: Aber wann ist etwas Kunst?

Beltracchi: Für den Zyniker definiert sich Kunst über Geld. Das ist natürlich eine ganz traurige Aussage. Ein Künstler aber ist jemand, der kreativ tätig ist. Lesen Sie mal ein Buch von Beuys. Dann wissen Sie überhaupt nicht mehr, was Kunst ist.

## Beste Lokalreportage

**Laudatio: Sabine Rückert**

Das Lokale ist immer sehr klein, sehr begrenzt und sehr privat. Aber manchmal kann das Lokale auch sehr global sein, sehr international und historisch. Es ist scheinbar auf einen überschaubaren Ort beschränkt, aber wenn es einem Lokalreporter gelingt, eine gute Lokalreportage zu schreiben, dann weist sie weit über den Ort hinaus, an dem sie spielt, und entwickelt große Dimensionen.

Große Reportagen – das lehrt uns die Lokalreportage – brauchen keine weltumspannende Recherche, um sich zu entfalten; manchmal reichen auch ein paar Quadratcentimeter. Die ausgezeichnete Reportage handelt von der Vergangenheit, die ihren Platz in der Gegenwart sucht. Und sie handelt von Steinen, von Stolpersteinen, in die die Namen ermordeter Juden eingraviert sind und die mitten in Berlin verlegt werden, damit die Toten nicht vergessen sind.

Der Autorin ist es gelungen, die Verlegung eines Stolpersteins zu einer ganz großen Geschichte aufzubauen. Sie begleitet die jüdischen Hinterbliebenen, die für ihre ermordeten Verwandten einen Stolperstein in Berlin legen lassen; und sie begleitet die Bauarbeiter, die mit der Einfalt der Nachgeborenen den Stein verlegen. Die Reportage handelt auch vom Schweigen, von der Sprachlosigkeit der jüdischen Familie, die über die Tragödie niemals reden konnte. Und von der Sprachlosigkeit der Straßenbauarbeiterlehrlinge, die auch Einwandererkinder sind, die wissen, dass sie ganz außerordentliche Steine verlegen, die aber dafür keine Worte finden.

Ich gratuliere Frau Anja Reich von der Berliner Zeitung zur Besten Lokalreportage in diesem Jahr.

## Der goldene Stein

*Ein junger Straßenbauer aus Brandenburg bekommt von einer Familie aus Israel den ersten Auftrag seines Lebens. Die Geschichte einer Stolpersteinverlegung*

Anja Reich, Berliner Zeitung, 10.12.2011

Neunundsechzig Jahre und einundsiebzig Tage, nachdem die Jüdin Else Hecht aus ihrer Wohnung in der Motzstraße abgeholt wurde, bekommt der Lehrling Andreas Wünsch den Auftrag, für sie einen Gedenkstein in den Berliner Bordstein zu schlagen. Es ist kurz vor Schichtende, Wünsch hat den ganzen Tag auf dem Lehrbauhof in Marienfelde Pflastersteine verlegt, in der Reihe, im Kreis, im Mosaik, als ihm Herr Saager, sein Ausbilder, mitteilt, morgen werde er mal nicht in der Halle arbeiten, sie würden in die Stadt fahren, Stolpersteine verlegen, 13 Stück.

Dirk Saager zeigt ihm eine Pappkiste, in der ungefähr ein Dutzend kleine quadratische Betonsockel liegen, auf denen Metallplatten befestigt sind. In die Platten sind Namen, Daten und Orte eingraviert. Andreas Wünsch hat noch nie von diesen Steinen gehört. Er kennt nur alte Kriegsdenkmäler aus den Dörfern in Brandenburg, wo er aufgewachsen ist, sagt er später. Er ist 19, ein schmaler Junge mit rasiertem Kopf, weichem Lächeln und unruhigen Augen. Er kommt aus Wildau in der Nähe von Königs Wusterhausen. Andi nennt er sich, seine Freunde sagen Neger oder Kanake zu ihm, weil sein Vater aus Saudi-Arabien kommt und er gerne HipHop-Hosen trägt. Stört ihn aber nicht, sagt er. „Ich bin ein aufgeschlossener Mensch, der mit allen klarkommt, auch mit Türken.“ Wenn er überhaupt Probleme habe, dann „mit irgendwelchen Möchtegerntürken oder anderen Ausländern, sonst respektiere ich jeden Menschen.“ Juden respektiere er auch, sagt Andreas Wünsch. „Ich kenn zwar keinen, aber wenn, hätt ich kein Problem mit.“

Ruth Rotstein schläft nicht viel in dieser Nacht, sie ist spät ins Bett gegangen und wird immer wieder wach in ihrem Hotelzimmer in der Kochstraße. So lange hat

sie auf diesen Moment gewartet, sie ist dafür extra aus Israel gekommen, und jetzt muss sie sich doch immer wieder sagen, dass es gut ist, dass sie das Richtige tut.

Anfang dieses Jahres hat Ruth Rotstein eine Telefonnummer in Berlin angerufen und dem Mann am anderen Ende der Leitung gesagt, sie würde gerne für ihre Großeltern Else und Karl Hecht zwei Steine verlegen lassen, „Stolpersteine“, hat Ruth Rotstein gesagt, sie spricht gut deutsch.

Sie erzählte dem Mann von der Stolperstein-Initiative, was sie über ihre Großeltern weiß: Else und Karl Hecht kamen aus Plauen, wo sie zwei Geschäfte führten, Else eins für Frauen-, Karl eins für Herrenbekleidung. Sie hatten zwei Töchter, denen rechtzeitig die Flucht gelang, nach England und Palästina. Else und Karl Hecht blieben. Wahrscheinlich fühlten sie sich zu alt für einen Umzug in ein fremdes Land. Oder sie ahnten nicht, wozu die Nationalsozialisten in der Lage waren. Ruth Rotstein weiß nicht viel über ihre Großeltern. Sie wurde erst in Palästina geboren und hat sie nie kennengelernt. Ihre ältere Schwester Inge kann sich noch daran erinnern, wie sich ihre Großmutter vor der Flucht aus Deutschland von ihr verabschiedet hat, wie sie sie auf den Arm nahm, fest an sich drückte und wie nass ihre Oma war, nass vor Tränen, aber das hat Inge erst viel später verstanden.

Es gibt Unterlagen, die belegen, dass Karl Hecht im Januar 1942 im Jüdischen Krankenhaus in Moabit an einer Lungenentzündung starb und auf dem Jüdischen Friedhof in Weißensee beigesetzt wurde. Von Else Hecht existieren zwei Briefe an ihre Tochter Eva in London, kurze abgehackte Schreiben, ohne ein negatives Wort – Juden war es verboten, zu klagen und pro Brief mehr als 30 Worte zu schreiben. Eine Nachricht stammt vom 9. August 1942. „Geliebtes Kind“, heißt es darin. „Dies Antwort auf beglückenden Junibrief. Nichts von Kindern? Bin gesund, arbeite, verdiene. Sehnsucht unendlich. Bleibt gesund und stark. Innigste Küsse. Dir, Kindern. Mutter“. Mit Adresse und Datum sind es genau 30 Wörter.

Sechs Tage später, am 15. August 1942, wurde Else Hecht aus ihrer Wohnung in der Motzstraße 82 abgeholt und in ein Konzentrationslager nach Riga deportiert. Am 18. August wurde sie ermordet.

Elses Tochter, die Mutter von Ruth Rotstein und Inge Goldstein, hat nie darüber

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

gesprächen, kein Wort. Sie hat immer nur die wunderschönen deutschen Wälder, in denen man Beeren und Pilze sammeln konnte, erwähnt, und jetzt, da sie und ihre Schwester tot sind, ist es zu spät, Fragen zu stellen. Was bleibt, ist das Bedürfnis, etwas zu tun, eine Verbindung herzustellen zu den vergessenen Großeltern. Dieser kleine Stein aus Messing könnte so eine Verbindung sein.

Fast die ganze Familie ist mit nach Berlin gekommen, Ruth Rotsteins Kinder aus New Jersey, ihre Schwester und ihr Schwager aus New York, ihre Enkelin aus London. Nachdem sie aufgestanden ist, holt Ruth Rotstein ein paar alte Fotos und die Briefe ihrer Großmutter aus ihrem Koffer, die sie aus Israel mitgebracht hat und lehnt sie nebeneinander ans Fenster. Draußen wird es langsam hell.

Andreas Wunsch lädt die Kiste mit den Steinen in den blauen Kleinlaster der Baugewerkschaftsinnung. Es ist feuchtkalt und grau. Nachts hat es Bodenfrost gegeben. Bodenfrost ist schlecht für Straßenarbeiten. Dirk Saager überlegt kurz, ob er die Aktion abbläst, er macht einen Anruf, dann entscheidet er, dass sie doch fahren, in die Motzstraße sind extra Angehörige gekommen, aus Israel und den USA. Die kann man nicht wieder wegschicken.

Zu viert machen sie sich auf den Weg. Der Hausmeister lenkt den Transporter, Andreas Wunsch und Akin Gündogdu, ein Lehrling aus dem zweiten Lehrjahr, sitzen auf den Rückbänken, Dirk Saager folgt mit seinem Wagen, die Routenplanung in der Tasche: sieben Stellen, 13 Steine. In der Kreuznacher Straße geht es um 9 Uhr mit Ignaz Sebastian Jezower und seiner Frau Erna, deportiert am 13. Januar 1942, los. Wenn alles gut läuft, sind sie um 12.30 Uhr in der Aschaffenburgstraße 24 mit Margarete Schenk, am 16.12.1943 in Theresienstadt ermordet, fertig.

Stolpersteine beruhen auf einer Idee des Künstlers Gunter Demnig. Anfang der 90er-Jahre verlegte er – damals noch illegal – einen Stein in Kreuzberg, um daran zu erinnern, dass hier, mitten in der Stadt ein Mensch lebte, der aus seiner Wohnung abgeholt und von den Nazis ermordet wurde. Seitdem wurden in Europa 30.000 Stolpersteine verlegt, in Deutschland an 655 Orten. Die Anträge werden in der Regel von Angehörigen oder Hausbewohnern gestellt. Manchmal weigern sich Bewohner, sich an den 110 Euro, die ein Stolperstein kostet, zu beteiligen, manchmal klagen

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Hausbesitzer, weil sie um den Wertverlust ihrer Immobilie fürchten, manchmal haben Angehörige eigenwillige Wünsche: Neulich hat einer darauf bestanden, dass auf dem Stein für seinen Großonkel vermerkt wird, die Amerikaner hätten damals das Visum verweigert. Die Initiatoren fanden das unangemessen, aber dann haben sie es gemacht, in abgemilderter Form. Für Stolpersteine gibt es keine staatlichen Gelder und keine politische Linie. Zu den Verlegungen kommen keine Bürgermeister oder Staatssekretäre, sondern Angehörige, Anwohner und Leute, die gerade zufällig die Straße entlanglaufen.

Für zehn Tage sind Ruth Rotstein und ihre Verwandten nach Berlin gekommen. Sie waren im Scheunenviertel, auf dem türkischen Markt in Kreuzberg, in der C/O-Galerie in der Oranienburger Straße, und am Sonnabend, als auch das letzte Familienmitglied endlich angekommen war, sind sie zusammen mit dem 200er Bus nach Weißensee gefahren, um das Grab von Karl auf dem Jüdischen Friedhof zu suchen. Der Friedhof war zu, wie immer am Sabbat. Sie standen vor dem großen Tor, acht Familienmitglieder aus drei verschiedenen Generationen, und fragten sich, wie ihnen das passieren konnte. Vielleicht waren sie zu aufgeregt oder zu müde, vielleicht konnten sie sich einfach nicht vorstellen, dass auch in Berlin jüdische Regeln gelten.

Die Stadt ist ihnen vertraut und fremd zugleich. Ruth Rotstein hofft, dass sich ein Kreis schließt bei diesem Familientreffen in Berlin, sagt sie. Inge Goldstein, die Ältere, 1930 in Plauen geboren, will davon nichts hören. Jahrzehntlang weigerte sie sich, zurückzukommen, dann kam sie doch, in den Achtzigern, als amerikanische Wissenschaftlerin, die den Einfluss der Umweltverschmutzung auf Asthma-Erkrankungen in Ostdeutschland untersuchte. Die berufliche Distanz half ihr. Aber als sie vor fünf Jahren mit ihren Kindern Berlin besuchte, mochte sie zwar die Lebendigkeit und Offenheit der Stadt, gleichzeitig war es genau das, was sie störte. Sie wusste, dass ihre Mutter Berlin in den 30er-Jahren aus genau diesen Gründen geliebt und es nie verwunden hat, von hier vertrieben worden zu sein.

Lange wusste Inge Goldstein nicht, ob sie zur Stolpersteinverlegung kommen würde, sie sagte zu, sagte wieder ab. Aber nun ist sie hier, mit ihrem Mann und ihrer Tochter. Kurz nach zehn macht sich die Familie auf den Weg in die Motzstraße.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Dirk Saager ist ein bisschen aufgeregter, wie immer, wenn er mit seinen Lehrlingen diese Touren macht, die erste war im Frühling dieses Jahres. Früher hat Gunter Demnig jeden Stein selbst in den Bürgersteig geklopft, mittlerweile kommt er kaum noch hinterher, so viele Anträge gibt es. Im November wurden in der Sybelstraße in Berlin-Charlottenburg an einem Tag 66 Stolpersteine verlegt, 21 vor einem einzigen Haus. Bei diesen Mengen rückt Saager gleich mit einer ganzen Brigade an. „Es ist gut für die Lehrlinge, mal rauszukommen“, sagt er „und wenn sie erstmal draußen sind, merken sie schnell, dass es um mehr geht.“

Seine Lehrlinge kommen aus Marzahn, Neukölln, Hohenschönhausen, Brandenburg. Jungs mit Piercings, Tätowierungen und kahl geschorenen Schädeln, die oft nur einen Hauptschulabschluss haben und vom Arbeitsamt vermittelt werden. Über den Holocaust wissen sie wenig. Wenn man Andreas Wunsch danach fragt, erzählt er, dass sein Urgroßvater im Zweiten Weltkrieg gefallen ist, seine Ururgroßmutter von den Russen vergewaltigt wurde. Er sagt, er wundere sich darüber, „warum Adolf, der doch selbst kein Deutscher war, es so mit Rassentheorien hatte“. Und auf die Frage, ob er wisse, wie viele Juden von den Nazis ermordet wurden, blinzelt er ins milchige Herbstlicht und fragt: „50 000?“

Andreas Wunsch ist der Einzige aus dem ersten Lehrjahr, der heute mitfährt. Er weiß, dass es „was Besonderes ist, diese goldenen Steine reinzusetzen“, eine Anerkennung, „weil ich gute Arbeit leiste.“

Als Junge war er ein vielversprechendes Radrenttalent. Mit neun ging er auf die Sportschule Berlin-Hohenschönhausen, bei der Jugend-Weltmeisterschaft in Moskau 2008 wurde er Siebter im Sprint. Ein Jahr später schmiss er hin. Er hatte keine Lust mehr, an den Wochenenden immer nur Rennen zu fahren. Er wollte feiern, Mädchen kennenlernen. „Ich hab’s verkackt“, sagt er. „Jetzt bereu ich es.“

Um seinen Hals hängt eine Kette mit einem Silbermedaillon. Auf der einen Seite steht sein Name, auf der anderen der seines Vaters: Abdul Manhan Fahet. Er kennt ihn kaum. Seine Mutter lernte ihn nach der Wende in einer Disco in Königs Wusterhausen kennen. Er soll jetzt irgendwo in Thüringen leben. Die Kette hat er sich vor einem Monat anfertigen lassen. „So ne Hundemarke, wie die Soldaten haben“, sagt Andreas



Wünsch.

Den erweiterten Hauptschulabschluss schaffte er im zweiten Anlauf. Er bewarb sich bei der Bundeswehr, wurde aber nicht angenommen. „Weil ich ADHS habe“, sagt er, die Aufmerksamkeitsstörung. Eine Lehre zum Altenpfleger hat er abgebrochen und dann auf Baustellen und als Kellner gejobbt, wollte aber wieder „was Richtiges machen“, wie sein Opa. „Der hat ne Fahrschule, und der hat zwei Häuser gebaut.“ Opa ist sein Vorbild. Im September hat Andreas Wünsch die Ausbildung zum Straßenbauer begonnen. Stundenlang hockt er seitdem auf den Knien im Sand, lernt, wie man im Verbund verlegt, was eine 45-Grad-Passe ist, dass Bernburger Pflaster weicher als Granit ist. „Macht tierisch Spaß“, sagt er.

Ruth Rotstein und ihre Verwandten sind viel zu früh in der Motzstraße. Man könnte sie für eine Touristengruppe halten, wie sie hier stehen mit ihren warmen Jacken, dem praktischen Schuhwerk und den Fotoapparaten in der Hand, nur dass es weit und breit nichts zu besichtigen gibt. Die Motzstraße ist eine lange Straße, die in ihrem Verlauf mehrfach ihren Charakter ändert. Am Nollendorfplatz, wo sie anfängt, ist sie lebendig, bunt und schwul, in ihrer Mitte, am Viktoria-Luise-Platz, prächtig und bürgerlich, und am Ende, kurz vor dem Prager Platz, schmucklos und billig. Die Bäume hier sind noch jung, die Häuser Nachkriegsbauten mit winzigen Balkonen. An einer Ecke gibt es einen Schlecker-Markt, an der anderen ein Sonnenstudio namens Sunshine. Das Haus mit der Nummer 82 liegt etwa in der Mitte. Es hat sechs Etagen und eine graue Fassade. Der Rasen ist gestutzt, es gibt einen rund geschnittenen Zierbusch. Auf den Gehwegen liegt kein Blatt, auf einem Balkon hängt ein Vogelhäuschen, ein Schild warnt vor dem bissigen Hund. Es ist ein ordentliches deutsches Nachkriegshaus, nichts erinnert hier an Else Hecht.

Dirk Saager und seine Lehrlinge kommen langsam voran. Am Wetter liegt es nicht. Der Boden ist nicht mehr gefroren, die Erde lässt sich leicht aufbrechen, die Pflastersteine sind mühelos zu entfernen und die aus Messing reinzusetzen. Die Hindernisse sind andere: Bei der ersten Station, in der Kreuznacher Straße, muss Andreas Wünsch eingewiesen werden. In der Georg-Wilhelm-Straße wurde ein alter Stolperstein falsch verlegt, das lässt Saager gleich korrigieren. Dafür machen sie die

Frühstückspause durch, jetzt liegen sie wieder ganz gut in der Zeit, aber dann fällt Akin Gündogdu ein, dass er seine Arbeitsschuhe gestern auf der Baustelle vergessen hat, sie machen einen Umweg. Sie beeilen sich, aber auf dem Weg in die Motzstraße verfahren sie sich und merken es zu spät.

Ruth Rotstein sieht auf die Uhr. Es ist zehn Minuten vor 12, vor zwanzig Minuten sollte es losgehen, aber vom Stein keine Spur. Die Luft ist immer noch eisig und der Himmel grau. Sie reiben die Handflächen aneinander, treten von einem Fuß auf den anderen, reden über das Wetter – hätten sie nicht gedacht, dass es schon so kalt ist in Berlin – über das Essen in den Restaurants, in denen sie waren – hatten sie sich besser vorgestellt – aber wenigstens die Berliner Friseure werden ihrem Ruf gerecht. Zwei Frauen haben sich in Kreuzberg die Haare kurz schneiden lassen, nun bewundern alle ihre Frisuren. Es sind scheinbar belanglose Gespräche, aber darunter ist eine Anspannung zu spüren, die sich in kleinen Gesten äußert. Einer hektischen Bewegung, wenn ein Radfahrer „Vorsicht“ ruft, ein nervöser Blick auf die Uhr. Hin und wieder laufen Leute vorbei, Frauen mit Rollatoren, Männer mit Einkaufsbeuteln, Mütter mit Kinderwagen.

Kurz nach 12 Uhr rollt der blaue Laster in die Motzstraße und parkt in der zweiten Reihe. Stein Nummer sieben ist dran, Else Hecht, mit Angehörigen. Zehn Minuten sind vorgesehen.

Die Gruppe vor der Nummer 38 ist inzwischen noch größer geworden. Auf dem Rasen steht ein dunkelhäutiger Mann in Trainingshosen und Kutte, ein Anwohner aus der Nummer 82. Er steht schon eine Weile da, mit viel Abstand, als habe er Angst zu stören.

Die Lehrlinge springen auf die Straße, laden das Werkzeug aus: Eimer, Meißel, Kelle, Spitzhacke, Hammer. Ruth Rotstein und ihre Familie sind, etwas überrumpelt von den vielen Menschen und den plötzlichen Aktivitäten, still geworden. Andreas Wunsch läuft zurück zum Auto und kommt mit dem Stein zurück. Er ist wunderschön, ganz schlicht, und er glänzt wie Gold. Die Angehörigen fotografieren ihn von allen Seiten, mit Fotoapparaten und Handys.

Der Bürgersteig in der Motzstraße und der Zugang zur Nummer 82 sind mit

Platten ausgelegt, dazwischen gibt es einen Streifen mit kleinen rauen Steinen, Bernburger Pflaster. Da setzt Andreas Wunsch den Stolperstein ab, genau in der Mitte. Er sieht zu seinem Ausbilder. Dirk Saager nickt. Es kann losgehen. Andreas Wunsch zieht mit Kreide Linien um den Stein, Akin lockert mit der Spitzhacke den Boden, hebt Steine heraus, buddelt ein Loch. Ruth Rotsteins Familie steht im Kreis und sieht von oben hinunter auf die beiden Männer. Niemand spricht. Es geht alles ganz schnell. Erde entfernen, Stein einsetzen, Erde auffüllen, Pflastersteine zurücksetzen, Stolperstein festklopfen, Erde wegwischen, Stein abwaschen, Hände abklopfen. Fertig.

Dirk Saager nickt den Angehörigen zu. Die Lehrlinge tragen das Werkzeug zurück in den Wagen. Bevor Andreas Wunsch einsteigt, dreht er sich noch mal um und sagt: „Schönen Tach noch.“

Die Männer sind weg, sie haben ihre Arbeit getan, wie man ein Rohr flickt oder eine Telefonleitung verlegt. Und doch hat dieser Moment auch etwas Besonderes, beinahe Feierliches. Vielleicht liegt es an der Sonne, die gerade jetzt das erste Mal durch die Wolkendecke bricht. Vielleicht an dem Hausbewohner, der nun doch näher gekommen ist und in gebrochenem Deutsch erzählt, dass er aus Sri Lanka kommt und Flüchtling sei. Ein Mann hetzt die Straße herunter und ruft: „Religionsfreiheit für alle“. Eine junge türkische Frau mit Kinderwagen kommt vom Einkaufen zurück, auf dem Weg ins Haus sieht sie den Stein und bleibt stehen. Ruth Rotstein fragt, ob sie hier wohne. Die Türkin nickt. Ihre Großmutter habe auch hier gewohnt, sagt Ruth Rotstein.

Es ist immer noch die gleiche Stadt.

Ruth Rotstein stellt sich hinter den Stolperstein und holt einen Zettel aus ihrer Tasche, zu Hause in Israel hat sie eine Rede vorbereitet. „Ich möchte allen danken, die heute hier mit mir an dieser bedeutsamen Zeremonie teilgenommen haben“, liest sie vor. Besonders wolle sie sich bei ihrer Schwester Inge bedanken. „Ich weiß, dass es keine einfache Entscheidung für sie war.“ Ruth Rotstein erzählt von ihrer Mutter, die nie von Else geredet und auch nie erklärt habe, warum sie und ihre Schwester geflüchtet seien, aber Else und Karl nicht. „Meine Mutter hat das alles in ihrem Herzen behalten und es hat ihr sicher viel Schmerz bereitet.“ Ruth Rotstein sagt, diese

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Zeremonie sei ihre Art, um Vergebung zu bitten, nie Fragen gestellt zu haben. Sie kann das kaum sagen, ihre Stimme bricht. Ihre Schwester kommt zu Hilfe, erzählt von dem schönen Haus in Plauen und von dem Abschied von ihrer Oma. Danach stimmt Ruth Rotsteins Enkelin ein hebräisches Lied an. Man versteht nicht, wovon es handelt, aber es klingt so, als rufe sie all die Klagen hinaus, die Else Hecht ihrer Familie nicht schreiben durfte. Es zerreißt einem das Herz.

Der Lehrling Andreas Wunsch ist jetzt in der Schaperstrae, es ist die vorletzte Station vor seinem Feierabend. Er verlegt drei Steine für Max und Kthe Herrmann sowie ihre zwölfjährige Tochter Ilse-Ruth.

## Beste Kulturreportage

### **Laudatio: Michael Ebert**

Auch ich habe zu dieser seltsamen Jury gehört, die alles 5:5 entschieden oder sich ständig enthalten hat.

Bei dieser Kategorie haben wir es uns etwas leichter gemacht: Der Autor des Siegertextes ist in die Oper gegangen; die Abschlussklasse einer Schauspielschule gab Macbeth, Shakespeares letztes Bühnenstück, das von einem Herrscher handelt, der mordet, um seine Macht nicht zu verlieren. Der Ort der Aufführung ist Damaskus und der syrische Kultusminister ist der Verantwortliche dieser Aufführung. Man fragt sich beim Lesen: Ist das jetzt selbstmörderische Systemkritik? Gedankenlosigkeit? Oder ein schlechter Witz? Der Autor fragt sich das auch und trifft die Schauspieler, trifft Oppositionelle, die von dem Stück wissen, trifft Opfer und Kämpfer in Syrien, trifft regierungstreue Minister, Wendehälse – und zeichnet in seinem Text das Bild eines Landes, das mindestens so kaputt, korrupt und furchtbar ist wie das, das Macbeth regiert hat. Und das Ganze tut er journalistisch wirklich herausragend. Das fand auch die gesamte Jury.

Der Preis für die beste Kulturreportage in diesem Jahr geht an «Der blutige Thron», erschienen im April 2012 in der Zeit, ohne Autorennamen, um den Autoren zu schützen.

Aber die schlauen Füchse in diesem Verein haben herausgefunden, wer der Autor ist. Und in eigener Sache möchte ich dem Autor erstens gratulieren; und ihn zweitens darum bitten, in Zukunft ein wenig vorsichtiger mit sich umzugehen. Er wird nicht zum ersten Mal für einen Text ausgezeichnet, für den er ziemlich viel riskiert hat. Und ehrlich, ich mache mir ein wenig Sorgen um dich. Pass auf dich auf, denn ich nehme es persönlich, wenn wir dir diesen Preis überreichen und du irgendwann nochmal dein Leben riskierst für eine Geschichte. Bitte, mach nur, wo du dir sicher bist, dass es nicht zu gefährlich wird. Wir würden einen sehr, sehr tollen Journalisten verlieren. Der Autor heißt Jonathan Stock und wir gratulieren ihm herzlich.

## Der blutige Thron

*Während der syrische Diktator Assad auf sein Volk schießen lässt, wird an der Oper von Damaskus "Macbeth" gegeben. Es geht um einen König, der mordet, um sich an der Macht zu halten. Was für eine Tragödie!*

Jonathan Stock, Zeit, 19.04.2012

Die Oper von Damaskus steht in Sichtweite des Präsidentenpalastes, im Zentrum der Stadt, am Umayyaden-Platz. Dort, wo die Demonstrationen für den Diktator Baschar al-Assad beginnen, dort, wo er zum Volke spricht, dort, wo sich alles befindet, was dem Regime wichtig ist: die Offizierskasinos, das Sheraton-Hotel, in dem die Elite ihre Partys feiert, die Propagandasender des Staatsfernsehens und die Folterkeller des Geheimdienstes.

Die Oper genießt einen guten Ruf. Auf dem Programm stehen Ballette, Opern, Konzerte. Schwanensee, Figaros Hochzeit, die Kindertotenlieder. Die Orgel kommt aus Deutschland. Die Tickets sind günstig, das Publikum ist jung, die Reihen sind voll besetzt.

Als Scharfschützen in der Stadt Homs Demonstranten jagten und Bürger Alleebäume zu Brennholz schlugen, tanzten sie in der Oper von Damaskus argentinischen Tango. Sie tanzten, weil die Leiterin der Oper, eine Violinistin mit zartem Lächeln, der Meinung war, »dass kulturelle Veranstaltungen weitergehen müssen – unter allen Umständen«. Die Umstände. So nennen viele in der Hauptstadt die Revolution.

An diesem Abend spielen die Absolventen der Schauspielschule im Großen Saal Theater. Ein besonderes Stück, 400 Jahre alt und doch mit Sätzen, die klingen, als seien sie gerade erst geschrieben worden. Sätze über die Macht, die locken und töten kann. Der Autor heißt Shakespeare, das Stück Macbeth.

Riad Ismat, der Kultusminister, der Shakespeare verehrt, hat es für die syrische Bühne adaptiert, und Ghassan Massoud, der berühmteste Filmstar des Landes, führt Regie. Scheinwerfer tauchen das Operngebäude in warmes, gelbes Licht. Es regnet, und im Eingang, hinter dem Wachhaus, hängt das Plakat zur Aufführung. Wer näher herantritt, liest den Namen Shakespeares und – größer noch – den Namen des Kultusministers. Der Regisseur hat für das Stück eine neue Überschrift ersonnen: Macbeth heißt hier Thron des Blutes.

Ein passender Titel, in keinem anderen seiner Stücke spielt das Blut eine so wichtige Rolle wie in Shakespeares letzter großer Tragödie. Es ist ein gehetztes Spiel über den Fall eines Mannes, der anfangs große Hoffnungen weckt, dann durch eine Intrige an die Macht gelangt und sich durch Auftragsmord, Spitzeldienste und Repression als Tyrann dort oben hält. Interpreten sagen, Macbeth sei eine Anatomie des Bösen. Will man eine Moral erkennen, könnte sie lauten, dass Verbrechen sich letztlich doch nicht auszahlt. Denn am Ende, nach einer ausländischen Intervention, wird der Machthaber getötet und seine Leiche öffentlich zur Schau gestellt. Er schafft es, vorher noch alle mit in den Tod zu reißen, die ihm wichtig sind, seine Frau, seine Freunde und deren Kinder. Er verhindert nicht, dass es am Ende kommt, wie ihm schon zu Beginn geweissagt wurde.

Ist das Stück als Mahnung gedacht? Als subversiver Akt gegen Assad, direkt im innersten Zirkel der Macht? Was der Regisseur selbst sagt, klingt nicht danach: »Für Syrien besteht heute die Gefahr eines schmutzigen, unmoralischen Krieges. Will die Opposition von den Syrern respektiert werden, muss sie die Todesschwadronen, die auf syrische Kinder, Soldaten, Polizisten, Sicherheitskräfte und Bürger zielen, klar und unmissverständlich verurteilen und sich von ihnen absetzen.«

Aber wenn mit Macbeth keine Politik beabsichtigt ist, warum spielt man dieses blutige Stück dann jetzt – zur Unterhaltung? Soll es ablenken von den sogenannten »Todesschwadronen der Terroristen«, der »amerikanischen Verschwörung«, den bösen westlichen Medien, die alles falsch berichten? Wird der Untergang eines Diktators auf einer Bühne mitten in Damaskus nur zufällig beklatscht?

Vor der Oper umarmen die Wartenden einander zur Begrüßung. Medizinstudenten sind darunter und Juristen. Federboas und Jeans, Lederstiefel und Stöckelschuhe. Ein Mann im Frack öffnet die Türen. Im Foyer nehmen die Gäste auf roten Polstern Platz, auf Stühlen mit Intarsien aus Perlmutter neben Frauen-Akten in Öl. Ein Mann erzählt von seinem Onkel, der mit bleichem Gesicht aus Homs nach Damaskus gekommen sei und sich darüber wundere, wie friedlich es hier sei. In den Saal geht es plaudernd die Treppe hoch, über roten Teppich. Drei Mädchen tuscheln und kichern, sie haben einen Blumenstrauß mitgebracht, mit handgeschriebenem Gruß, für einen Schauspieler. »Wir hoffen, wir sehen Dich in Hollywood«, steht da. Balkone in drei Stockwerken, Kameras drehen, das Licht wird gedämpft, eine Violine erklingt in Moll. Das Stück beginnt. Es beginnt mit drei Hexen, die Macbeth an einem abscheulichen und zugleich schönen Tag auf dürrer Heide seine Zukunft verkünden.

Es gibt Opern, die sind Orte der Revolution. Als am 25. August 1830 im Brüsseler Théâtre de la Monnaie eine Oper über den Volksaufstand der Neapolitaner gegen die spanischen Unterdrücker verklingt, stürmen die Zuschauer auf die Straßen und greifen zu den Waffen. Fünf Wochen später erklärt Belgien seine Unabhängigkeit.

Die Oper in Damaskus ist kein Ort der Revolution. Sie ist der Traum des früheren Präsidenten Hafis al-Assad, eines Dorfjungen, der in einer Hütte mit zwei Zimmern am Ende eines matschigen Weges geboren wurde und mit neun Jahren das erste Mal in eine Stadt kam. Den es als Analphabeten zur Bildung zog, und weiter zur Macht, und der erst im Alter einem kleinen Mädchen verriet, dass er in seiner Freizeit Gedichte schrieb. Dieser Präsident hat den Grundstein für die Oper gelegt, die seinen Namen trägt und aussehen sollte wie ein osmanischer Palast. Und er selber steht immer noch da – in Granit gemeißelt, mit steinerner Krawatte, wacht er über sein Bauwerk.

Sein Sohn Baschar fährt manchmal im Opel Sedan vor, persönlich am Steuer, die Gattin daneben. Die beiden mögen es, sich als normales Pärchen zu inszenieren und sich zwischen all den gewöhnlichen Leuten eine Oper anzusehen. Sie brauchen hier keine sichtbaren Leibwächter. »Mit unserem Blut, mit unseren Seelen opfern wir



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

dir, Baschar!«, rufen die Schauspieler. Es ist der übliche militärische Gruß für den Herrscher Syriens.

Vor ein paar Jahren sprach Assad in der Oper über Kultur. Die Kultur von Damaskus, sagte er damals, sei eine Kultur der Ablehnung aller Spuren des Imperialismus. »Damaskus«, rief er, »ist die Hauptstadt der Kultur des Widerstands. Es ist die Kultur der Freiheit und der Verteidigung der Freiheit.«

In Wirklichkeit ist Damaskus seit einem halben Jahrhundert, seitdem das Land de facto im Notstand regiert wird, eine Art Wahrheitslabor. Hier wird getestet, wie weit sie sich biegen lässt, bis sie bricht, bis die Selbsttäuschung nicht mehr zu leugnen ist. Vielleicht wird das nie der Fall sein. »Werden Sie Meinungsfreiheit erlauben? Werden Sie Pressefreiheit erlauben?«, wurde Assad bei seinem letzten Interview gefragt, das er im Dezember dem Fernsehsender ABC gab. »Wir haben sie schon«, antwortete er. Ja, auch seinem achtjährigen Sohn erzähle er von den Terroristen im Land, wenn der Junge frage, was die Bilder der aufgebrachten Menschen im Internet zu bedeuten hätten. Er, Vater, Präsident, tröste ihn dann über all das Schlechte in der Welt: »Manchmal machen die Menschen Fehler, manchmal gibt es böse Menschen.«

Niemand, den man in diesen Tagen in Syrien fragt, glaubt an das Versprechen des Waffenstillstands. Zu oft sind die Menschen getäuscht worden. Noch immer zielen Raketen auf Homs, lauern Scharfschützen in Damaskus, noch immer wird in Demonstrationen hineingeschossen. Und noch immer werden Wohnhäuser durchsucht, Unschuldige festgenommen, sitzen in den Gefängnissen Zehntausende politische Häftlinge. Und in den schicken Vierteln von Damaskus liegen Gucci-Handtäschchen in den Schaufenstern, servieren Kellner in Edelcafés Schokoladentorte mit brennenden Wunderkerzen zum Geburtstag und gehen Studenten in die Oper. Selten war die Damaszener Welt so verdreht, waren die Unterschiede zwischen Schein und Wirklichkeit größer als in diesen Tagen. »Gut ist böse, böse ist gut«, rufen die Hexen ins Gewitter, und draußen spielt die Realität ihr eigenes Stück.

In Duma, einem Vorort von Damaskus, den Schützenpanzer und Soldaten immer noch abriegeln, sitzt ein Mann und verkündet: »Der Sieg ist nahe.« Es klingt merkwürdig aus seinem Mund. Ein Ingenieur im grauen Anzug, ein Bürger aus gutem

Hause. Neben ihm hält sich sein Sohn mühsam auf dem Stuhl. Der Kopfschuss ist schlecht verheilt, die linke Körperhälfte gelähmt. Der Junge schweigt. Der rechte Fuß verkrampft, die linke Hand zur Klaue geformt. Er schlürft gierig den Tee, den der Vater für die Gäste aufgetragen hat. Sein jüngerer Bruder schaut ihn an wie einen Fremden. »Der Sieg ist nahe«, sagt der Vater. »Wenn Gott will, ist der Sieg nahe, und das Regime stürzt zusammen.«

In diesen Tagen gibt es in Syrien viele Väter, die das Schicksal ihrer Söhne beweinen. Manche schreien und heben die Hände zum Himmel. Sie können sehr laut werden. Dieser Vater ist leise, seine Hände faltet er im Schoß, seine Stimme klingt wie die eines Mannes, der nur schwer seine Meinung ändert und dann umso beharrlicher an ihr festhält. »Die Lage ist gut«, sagt er, und diese Siegesgewissheit tut weh, weil sie sein Leid nur mühsam kaschiert.

Sein Sohn, erklärt er, war dabei, seinen höheren Abschluss zu machen. Er ging am Nachmittag zur Schule, dort gab es eine Demonstration. Wenig später klingelte beim Vater das Telefon. Sein Sohn sei im Krankenhaus. Der Vater lief in die Klinik und sah den Kopfschuss. Ein Scharfschütze, erzählten sie ihm später, seine Freunde hätten es nicht geschafft, den Sohn zu retten. Zwanzig Minuten sei er am Boden liegen geblieben, weil ein Auto mit um sich schießenden Sicherheitskräften durch die Gegend fuhr und sich niemand an den Verletzten herantraute.

Am Anfang glaubte der Vater den Nachrichten aus dem Fernsehen. Jetzt nicht mehr.

Der Sohn kann noch sprechen, langsam zwar, mit vielen Pausen, aber es geht.

»Was soll ich sagen?«, fragt er.

»Wie viele Freunde hast du verloren? Wie viele sind verletzt?«, fragt der Vater den Sohn.

»Zwei habe ich verloren, die kannte ich schon ewig. Verletzt wurde keiner außer mir.«

»Doch«, sagt der Vater, »da gibt es doch Nidan und Abu Hajja und Amar, Bakar, ganz viele von deinen Freunden sind schon getroffen worden, auch Abu

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Haled...« Der Sohn schüttelt den Kopf. »Wer ist Haled?«, fragt er. Er kann sich nicht an den Tag seiner Verletzung erinnern. Er kann sich überhaupt an wenig erinnern.

»Ich glaube, dass die Revolution in Syrien ein Beispiel wird für die ganze Welt«, sagt der Vater. »Die Angst, diese ganze Angst, die dieses Volk ausgehalten hat, sie hat sich in Kraft verwandelt. Und das haben wir Gott zu verdanken.«

»Inschallah, werde ich eines Tages Ingenieur, wie mein Vater«, sagt der Sohn schleppend. Inschallah, sagt der Vater. Inschallah, murmelt der Bruder.

In der Oper von Damaskus haben die Hexen ihr Werk vollbracht. Um ihrer Prophezeiung, er werde auf dem Thron sitzen, nachzuhelfen, hat Macbeth den alten König umgebracht. Seine Gemahlin Lady Macbeth hat ihn angestachelt und hilft ihm nun, den Mord zu vertuschen. Es ist das erste Mal, dass die beiden Zweifel spüren. Ob der Ozean wohl das Blut von seiner Hand abwaschen könne, fragt sich Macbeth. Und seine Frau antwortet: »Meine Hände sind blutig wie die deinen; doch ich schäme mich, dass mein Herz so weiß ist.«

Danach bringt Shakespeare sein Publikum zum Lachen. Ein betrunkenere Pförtner tritt auf, der ein paar harmlose Witze erzählt. Der Kultusminister hat die Szene nicht gestrichen – er hat sie ausgebaut. Der Pförtner wird zum Narren, seine Witze werden zu deftigen Zoten.

Es wird eine große Szene, die das Publikum begeistert. Vergessen sind die langen Autoschlangen vor den Tankstellen, der Stromausfall, die fallende Währung, die steigenden Preise, die Schüsse in der Nacht. Hier, heute, wird die Revolution verschluckt von einem Narren in gestreifter Hose.

Zu leichter Jazzmusik erzählt er einen langen und schmutzigen Witz, nur unterbrochen von manischem Gelächter. Der Witz beginnt mit einer Geliebten, die von ihrem Verehrer auf eine Bergspitze gebracht wird, den Berg Kassioun, wo Kain seinen Bruder Abel erschlagen und der Prophet das erste Mal das Paradies Damaskus erblickt haben soll. Wo sich die Damaszener Liebespaare treffen. Er schenkt ihr ein Glas ein, dann noch eins und noch eins. Nach dem dritten Glas fragt die Geliebte: »Mein Schatz, kann es sein, dass du mich betrunken machen willst?« – »Nein! Bei Gott«, sagt der Narr, »im Gegenteil.« »Mich betrinken« bedeutet auf Arabisch auch

»mich schließen«. Das Gegenteil also: aufmachen – entjungfern. Es ist einer jener Sprachwitze, die in Syrien so populär sind. Der Narr fährt fort: »Ich habe sie mir auf die Schenkel gesetzt und habe es ihr richtig besorgt, mitten zwischen den Hühnern.«

Der Saal beginnt zu lachen, verhalten erst, dann grölt er. Zwei Kinder können sich gar nicht mehr einkriegen. Und in der letzten Reihe sitzt der Kultusminister, still und unerkant, und lauscht. Später wird er sagen, der Narr sei zwar ein bisschen vulgär, aber er verstehe es gut, mit dem Publikum zu kommunizieren.

Der Narr tritt ab, der Mord am König wird entdeckt und der Tote zu Grabe getragen. Die Nacht ist rau. Todesschreie hallen, Vögel lärmen trotz der Dunkelheit, ein Sturm zieht auf. Einige sagen: Die Erde liegt im Fieber und bebt. Selbst die Alten können sich nicht erinnern, so eine schlimme Zeit erlebt zu haben. Die Falken jagen Eulen, und die Pferde des Königs brechen aus ihren Boxen aus, schlagen aus und fressen sich gegenseitig. Bei Shakespeare wird die Natur dämonisch, wenn die Menschen es werden.

Das syrische Staatsfernsehen wird ein paar Tage später Bilder aus Masseh zeigen, einem vornehmen Stadtteil, nur ein paar Minuten von der Oper und dem Sender entfernt. »Dringende Nachricht«, wird es heißen: »Die Bewohner von Masseh gehen auf die Straße, und sie danken ihrem Herrn für den Segen des Schnees.«

Tatsächlich gehen die Bewohner von Masseh auf die Straße. Aber sie danken ihrem Herrn nicht für den Segen des Schnees. Sie protestieren gegen das Regime, und zufällig schneit es dabei. Mehr als zehntausend müssen es sein, so viele haben noch nie mitten in der Stadt gegen Assad demonstriert. Wer sich unter sie mischt, fühlt Zuversicht und Stärke, die von der Menge ausgehen. Einige werden später sagen, es sei der schönste Tag ihres Lebens gewesen. Die Masse reicht von der Moschee über den ganzen Platz, bis weit in die Hauptstraße des Viertels. Sie tragen die Särge mit Getöteten durch die Straßen, die bei der letzten Demonstration erschossen und erschlagen wurden. Drei grüne Särge, von Palmwedeln flankiert, mit Rosenblättern bestreut. »Wir vergessen sie nicht!«, rufen die Jungen aus der Menge den hinterbliebenen Müttern zu. Der Schneesturm wird heftig, ungewöhnlich für

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Damaskus. Langsam kämpfen sich die Sargträger vor. »Eins, eins, eins, das syrische Volk ist eins. Wir folgen dir, oh Gott, Sunniten und Alawiten vereint.«

Auf dem Friedhof, noch vor dem Ende des Gebets, wird geschossen. Sicherheitskräfte feuern mit Tränengas. Es beißt in den Augen. Die Trauernden wickeln sich Tücher um Mund und Nase, die ersten rennen davon. »Schnell jetzt«, ruft die Familie. »Diese Hunde!«, schreit einer, »Möge sich Gott an ihnen rächen«, ein anderer. In weißen Leinentüchern werden die Toten hinabgelassen, der Totengräber schaufelt hastig Erde in das Loch, tritt sie fest, dann hinkt er davon. Die Säрге bleiben zwischen den Grabsteinen liegen, sie werden für die nächsten Toten gebraucht.

Vor dem Friedhof herrscht Krieg. Ein Gemüseladen wird geplündert. Zwiebeln, gegen das Gesicht gepresst, sollen helfen gegen den Rauch, vielleicht helfen sie auch nur gegen die Angst. Die Jungen stehen jetzt in der Gasse und hämmern gegen die heruntergelassenen Ladengitter der Geschäfte. Das Donnern soll die Umstehenden warnen. Mülleimer werden zu Straßensperren. Die ersten Schüsse peitschen, Steinsplitter rieseln von den Wänden. Angst legt sich über die Männer. Aus der Hauptstraße rücken die Sicherheitskräfte in die Gassen vor, die Demonstranten weichen zurück, eine Welle packt die Menge, sie rast davon. In den Straßen öffnen sich Türen: »Kommt herein«, ruft und flüstert es.

Die Treppe hinunter, in einem Keller, sammeln sich ein paar Versprengte. Einige kennen sich, aber auch Fremde sind dabei. Sie harren in der Dunkelheit, lauschen auf den Lärm der Milizen über ihnen. »2000 müssen es sein.« Die Zahl ist übertrieben, aber hier unten kommt es einem vor, als sei das ganze Viertel von Assads Leuten umstellt. »Es war ein Fehler, dass wir nach unten gegangen sind.«

»Aber wenn wir oben geblieben wären, hätten sie uns wie Hunde erschossen.«

Pause.

Dann sagt einer:

»Wahrscheinlich sind auch jetzt welche unter uns.«

»Natürlich sind welche unter uns.«

Die Blicke werden misstrauischer, die Pausen zwischen den Wortwechselln länger. Irgendwann wagt sich doch einer hinauf, vorsichtig schiebt er die Luke in der Kellertür zurück. Der Himmel ist blau. Alles ist friedlich. Nur ein paar Assad-treue Wachmänner sichern die leeren Straßen. Ein paar Revolutionäre sind heute erschossen worden, ein paar mehr noch verletzt, das Viertel wird abgeriegelt, der Geheimdienst wird bald die Häuser abgehen. Die nächste Beerdigung wird im Morgengrauen stattfinden. Das Regime wird nur den engsten Familienangehörigen erlauben, dabei zu sein. Nicht nur für Hochzeiten braucht man in Damaskus jetzt die Genehmigung der Behörde.

»An jedem neuen Morgen heulen neue Witwen, weinen neue Waisen«, heißt es in Shakespeares Stück. Macbeth ist König, und mit der Macht ist die Angst gekommen. Er fühlt sich unerfahren. »Die Furcht eines Neulings, dem die harte Übung fehlt«, so nennt er es. Er hat ein Spionagenetz aufgebaut, täuscht mit Festen Frieden vor. Im Exil baut sich eine Opposition auf, die ihm gefährlich werden wird, obwohl sie sich noch selbst misstraut und immer noch die Nachstellungen des Königs fürchtet. Auch innenpolitisch zweifeln die Ersten an ihm, vorerst nur heimlich. Banquo, den alten Heerführer, seinen größten Rivalen, hat Macbeth von Auftragsmördern umbringen lassen. Nun liegt Banquo im Straßengraben, mit durchgeschnittener Kehle. Es gibt kein Zurück mehr für Macbeth. Die Hexen sind jetzt seine engsten Berater, sie sollen ihm zeigen, von wo Gefahr droht. Doch sie verfolgen bloß eigene Interessen, und Macbeth hört nur, was er hören will. Er, der am Anfang zweifelte, verhöhnt nun das Schicksal und verachtet den Tod. Er hält sich für unverwundbar.

In der Oper haben sie die Nebelmaschine angeworfen, ein Strahler richtet sich in die Dunkelheit, aus der die Hexen einen halb nackten Körper ziehen. Es ist Macbeths alter Freund Banquo, der den Tod spielt. Groß gewachsen, jeder Muskel, jede Sehne modelliert, so wie es der Regisseur mag. Nur über die grausige Maske, diese weiße Scream- Maske, die er über dem Kopf trägt, werden sie später im Ensemble lästern. Billig habe sie ausgesehen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Trotzdem – der junge Schauspieler, der sich am Abend zuvor noch einen Rausch angetrunken hat, spielt jetzt den Tod wie ein Großer. »Macbeth!«, brüllt er, wieder und wieder, und plötzlich wird es still im Saal der Oper von Damaskus, als müsste man Angst haben, als hätte der Tod tatsächlich die Stadt betreten, als wäre alles nicht nur ein Spiel.

Der Verschwörer liegt zu Hause. Bei einer Beerdigung traf ihn die Patrone eines russischen Gewehrs. Die Kugel drang vom Hals bis zur Wirbelsäule und trat aus dem Rücken aus. Der Generator draußen im Hof ist laut, das Flüstern kaum zu verstehen, das Gesicht abgewandt.

Nur die Ärzte sind mit im Zimmer, Untergrundärzte, die selbst gefoltert wurden. Salafisten, die zärtlich vom Dschihad reden und nicht viel mehr für ihre Kranken tun können, als mit ihnen Tee zu trinken und ihnen Mut zuzusprechen.

Und so, wie er dort liegt und nicht einmal Macht über seine Glieder hat, droht der Gelähmte dem Machthaber Assad. »Wenn ich auf meine Füße springen könnte, bei Gott, ich würde weiter Freiheit fordern und den Sturz des Regimes. Das schwöre ich bei Gott. Und die Patronen von Assad sind mir egal. Denn er schießt auf uns mit Munition. Wir aber sagen: Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet. La ilaha illa Allah, Mohammadun rasulu Allah.« Je aussichtsloser die Proteste, je zahlreicher die Straßensperren in der Festung Damaskus, desto heftiger der Glaube, dass da jemand ist, der den Potentaten die Waffen entreißt und die Ungerechten zur Rechenschaft zieht.

Die Schwester des Gelähmten sitzt müde vom Helfen auf der Bettkante. Sie bringt den Bruder zur Toilette und zurück. Sie zieht ihn an, füttert ihn, flößt ihm Wasser ein und hält die Zigarette an seine Lippen. Die Mutter kniet daneben, sie möchte etwas sagen: »Wir bitten nur um Würde und Freiheit. Um nichts weiter. Wie viele unserer Jungen wir auch verlieren werden, das Wichtigste ist, das wir am Ende die Freiheit gewinnen.« Denn: »Gott ist größer als du, Baschar.«

Macbeth befestigt seine Burg, er stellt sich auf Belagerung ein. Noch fühlt er sich sicher, doch das Gefühl trügt. Seine Soldaten laufen über oder ergeben sich. In den Gängen der Burg wirkt Macbeth abgekämpft, seine Frau kann nicht mehr

schlafen, die Schuld steigt aus ihren Träumen. Sie bringt sich um. Von allen im Stich gelassen, sieht sich Macbeth schließlich von Feinden umstellt. Seine Truppen fallen von ihm ab, sie glauben nicht mehr an den Sieg – ja, sie wollen den Sieg nicht einmal mehr.

Die Armee des Präsidenten zählt eine halbe Million Soldaten, inklusive Reservisten und Milizen. Mehr als 50000 zählt, nach eigenen Angaben, die Freie Syrische Armee. In Damaskus sollen es nur ein paar Hundert sein. Zwei von ihnen sitzen in der Stadt, in einer alten Tischlerei, ihrem Versteck für diese Stunde. Die Scheite im Ofen knistern, das Feuer wirft flackernde Schatten an die Wand. Wieder mal ist der Strom ausgefallen. Jeden Tag schlüpfen die Soldaten woanders unter, zu ihren Familien haben sie keinen Kontakt mehr, um sie nicht noch mehr zu gefährden. Wer in Syrien desertiert, der gibt sein bisheriges Leben auf. Es sind wortkarge Männer, gewohnt, Befehle auszuführen, nicht Interviews zu geben, Flüchtlinge im eigenen Land. Sie stemmen ihre Armeestiefel fest auf den Boden, ihre fleckfarbene Uniform haben sie nur für das Interview angezogen. Auf der Straße wäre es Selbstmord, sie zu tragen.

»Wir sind Soldaten der syrischen Armee«, beginnt der eine, »das waren wir natürlich«, korrigiert er sich schnell. Er erzählt, dass sie es mochten in der Armee, bis die neuen alawitischen Offiziere kamen von der berüchtigten 4. Division, die unter dem Kommando von Maher al-Assad, dem Bruder des Präsidenten, steht. Die Offiziere befahlen, auf Demonstranten zu schießen und auf Gläubige, die nach dem Freitagsgebet aus der Moschee strömten. Auch auf Soldaten, die nicht gehorchten, wurde geschossen. Als sie in einem Dorf, dessen Bewohner sie kannten, »aufräumen« sollten, flohen sie mit ihrer Einheit von fünfzig Mann, mit ein paar Maschinengewehren und Pistolen. Seit Monaten haben nur noch die 4. Division und die Assad-treue Republikanische Garde schwere Waffen – man will nicht die Überläufer ausrüsten.

Jetzt erhalten die beiden Männer ihre Befehle von der Führung der Freien Syrischen Armee aus Idlib, an der türkischen Grenze. Was aus den anderen ihrer Einheit geworden ist, wissen sie nicht. Sie selbst sollen jetzt die friedlichen



Demonstrationen in der Hauptstadt schützen. Aber was können sie ausrichten gegen die Waffen des Regimes? Hier in Damaskus, wo Assad am stärksten ist, sind sie am schwächsten: »Wir leben, wir arrangieren uns irgendwie.«

Ausländische Bodentruppen brauchten sie immer noch nicht, sagen sie. Sie könnten den Konflikt alleine lösen. Worauf es ankomme, vor allem, wenn der Waffenstillstand scheitern sollte: Munition, eine Flugverbotszone und logistische Hilfe, um sich im Land bewegen zu können. »Nur das, mehr wollen wir nicht.« Er zitiert einen Vers aus dem Koran, aus der Sure Al-Isra: »Die Wahrheit ist gekommen. Die Lüge ist gegangen.«

Am Ende stirbt Macbeth. In seinen letzten Minuten ahnt er, dass es zu Ende geht. Anstatt zu fliehen, wirft er sich noch einmal trotzig in den Kampf. »Ich werde mich nicht ergeben, um den Boden vor den Füßen des jungen Malcolm zu küssen und mich von dem Fluch des Pöbels hetzen zu lassen!«, ruft er. Er verliert. Seine Leiche wird zur Schau gestellt, der abgetrennte Kopf auf einem Schild herumgetragen. »Endlich einmal gute Nachrichten«, sagt einer der Edelmänner. Es ist der letzte Kampf, und doch ist es ungewiss, ob danach Frieden einkehrt. »Time is free«, schreibt Shakespeare. Die Zeit ist endlich frei. Das Land ist zerstört, die Sieger sind zerstritten.

In der Oper klatschen beim Tod des Tyrannen Macbeth nur ganz wenige. Die Darsteller verbeugen sich, das Stück ist aus. Es war ein schöner Abend. Die Leute zerstreuen sich schnell. Die Schauspieler stehen vor dem Bühneneingang, rauchen in die Nacht. Glückwünsche erreichen sie und Dankesworte. Einige gehen nach Hause, andere wollen noch feiern. Einer, es ist der Auftragsmörder des Königs Macbeth, geht in den Nachtclub.

Einige neue Klubs sind in den letzten Monaten entstanden, es wurde so viel gefeiert in Damaskus wie selten, auch hier im Klub Don Vito, benannt nach Don Vito Corleone, dem New Yorker Mafiapaten im Film von Francis Ford Coppola. Der Türsteher lässt den Schauspieler ein, drinnen bedienen unter Kronleuchtern Kellner mit Krawatte, Weste und schwarzem Hut. An der gläsernen Schiebetür hängt ein Bild von Assad, gegenüber ein großes Bild des Paten. An die Wand hat einer ein Filmzitat

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

gemalt: » Keep your friends close, and keep your enemies closer .« Das Licht ist schummrig. Hinter Samtvorhängen übertragen sie ein Fußballspiel. Der DJ legt ein neues Lied auf: » Sun is shining. God is good «, der Bass erschüttert das Gebäude.

»Ich liebe diesen Klub«, sagt der Mörder. Grey-Goose-Wodka, Southern Comfort, Jack Daniel's, Bacardi Superior, Malibu-Rum, Glenfiddich Single Malt, Bailey's, Ramazotti, Martini Rosso. Man kann sich als Muslim in Damaskus einen ordentlichen Rausch antrinken. Die christliche Minderheit sorgt für Nachschub, die Schnapsläden haben noch nach Einbruch der Dunkelheit geöffnet, hinter der Theke im Don Vito klappert der Shaker, das Gespräch kreist um die Ungerechtigkeiten des Schauspielerlebens und um Fußball.

Das Nachtleben in Damaskus zählt – nach Beirut und Tel Aviv – zu den lebendigsten im Nahen Osten, auch wenn in letzter Zeit die Touristen ausbleiben. In der neu eröffneten Taobar tanzen sie nachts vor goldenen Statuen auf den Tischen. Und im Moustache gibt es einen Filmabend: Killer Elite, Inferno mit Jean-Claude Van Damme, dazu Popcorn und Gewürzgurken. Noch immer lassen sich in der Stadt Manschettenknöpfe mit eingelassenen Brillanten kaufen, und noch immer kostet bei Kentucky Fried Chicken das Menü mit Fritten, Pepsi und Salat 350 syrische Pfund, etwa 5 Euro. Im Park gegenüber sind die Blumenbeete in Herzform geschnitten, und Paare schäkern schüchtern miteinander. Das Leben im Bürgerkrieg kann schön sein.

In der gleichen Stadt wuchten andere Jugendliche brennende Autoreifen auf die Straßen, fauchen Mütter Reporter an, dass Tausende für ein geschächtetes Schaf auf die Straße gehen, wenn Brigitte Bardot dazu aufruft, aber niemand sich für die niedergemetzelten Kinder Syriens interessiert. Und wieder ein paar Kilometer entfernt reden Jugendliche über Angriffskorridore, als spielten sie Indianer und warteten auf die Cowboys. Sie ziehen ihre Beine nach, die von Granatsplintern verletzt wurden, und sagen ausdruckslos Sätze wie: »Mein Vater ist letzte Woche gestorben.« Wenn man sie fragt, ob sie an den Waffenstillstand und den Friedensplan des UN-Sondergesandten Kofi Annan glauben, dann fragen sie zurück: »Wann fangt ihr endlich an zu verstehen, dass ihr nicht mit einer Regierung verhandelt, sondern mit Verbrechern?«

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

In der Bar des Klubs kippt der Schauspieler sein letztes Glas. Kommt es ihm nicht seltsam vor, dass die staatlichen Medien in Syrien von bewaffneten Terroristen sprechen und die ausländischen Medien von Rebellen? Er lächelt genervt: »Unsere Medien sagen dies, die anderen sagen das. Deshalb glaube ich keinem.« Was hält er von Demokratie, von Meinungsfreiheit? »Es gibt Leute, die das interessiert«, sagt er. Ob es ihn nicht auch interessiere? Nein, ihn interessiere ein gutes Leben.

Aber Macbeth, das ist doch auch irgendwie ein politisches Stück? »Für mich nicht. Ich spiele es, weil mir das mein Regisseur gesagt hat.«

Der Regisseur lässt sich telefonisch entschuldigen, er ist zu Dreharbeiten in der syrischen Wüste. Dafür ist der Kultusminister da, Riad Ismat, Übersetzer und Bearbeiter des Stücks. Er ist ein Mann, über den gesagt wird, er habe kein Profil. Das sei wichtig beim Nach-oben-Kommen. »Kein Profil« bedeutet: kein Eintrag in den Akten des Geheimdienstes. So hat Riad Ismat, früher Drehbuchschreiber für Fernsehserien, es geschafft, Kultusminister zu werden.

Um den Kultusminister sprechen zu können, sollte man nicht als Journalist um einen Termin bitten, besser, man gibt sich als kulturell aufgeweckter Student aus. Ismat ist ein freundlicher Herr, der im feinen, palmenverzierten Diplomatenviertel von Abu Rummaneh residiert. Vor einem Warteraum mit Ölgemälden sitzt ein Offizier der syrischen Armee und schaut das Staatsfernsehen, das Bilder von neuen Anschlägen der »Terroristen« überträgt. Der Minister lässt ausrichten, dass er nicht viel Zeit habe. Und die Vorzimmerdame warnt: Kein journalistisches Interview!

In seinem Amtszimmer, hinter einem schweren Eichentisch, begrüßt Riad Ismat weltgewandt in bestem Englisch. Er hat in England studiert, er hat Aufführungen am Broadway gesehen. Über den Besuch aus Deutschland freut Ismat sich, er war erst vor einem guten Jahr in Berlin, im Pergamon-Museum, die Stiftung Preußischer Kulturbesitz hatte ihn eingeladen. Deutschland hat er in guter Erinnerung, auch weil das Auswärtige Amt die Oper von Damaskus finanziell unterstützt hat, zuletzt im Dezember 2010 mit 15.000 Euro für die Inszenierung der Hochzeit des Figaro.

35 Bücher soll Ismat geschrieben haben, und er ist stolz darauf. Dem Gast überreicht er das Buch Der Teufel des Theaters von Dr. Riad Ismat und das Buch Der

Tragische Held im internationalen Theater vom selben Autor. Das wichtigste Buch, sagt er, seien aber seine Memoiren, an denen er gerade sitzt.

Was hält er von Macbeth ? »Leider habe ich wenig Zeit und kann nicht ins Detail gehen.« Aber in seinen Büchern, sagt er, finde man Hinweise. Er überreicht ein Gratisticket für die nächste Aufführung, und dann hat er da noch ein Abschiedsgeschenk. Er holt ein großes Glas aus dem Schreibtisch. Mit stolzer Bescheidenheit greift er hinein und fischt ein kleines Stück heraus, eingewickelt in türkisfarbenes Papier. »Schokolade«, sagt Dr. Riad Ismat. Auf der Rückseite der Schokolade steht der Name »Baschar«. Die Brocken sind hart, sie schmecken scharf und schmelzen nicht auf der Zunge. »Auf Wiedersehen«, sagt der Kultusminister, »war mir eine Freude.«

In den geschenkten Büchern geht es viel um Dr. Riad Ismat, aber ein Kapitel handelt auch von Macbeth . Ein Satz lautet: »Macbeth ist nicht in der Lage, die ganze Welt in die Luft zu sprengen, aber er kann bis zum Ende mit dem Morden weitermachen.«

Ist es nun Absicht oder Zufall, dass sie jetzt in Damaskus Macbeth spielen? Es gibt auch noch eine dritte – sehr syrische – Möglichkeit, eine in jener Grauzone zwischen Wahrheit und Lüge, in der nichts gesagt wird und doch alles. Dann wäre die Aufführung sehr wohl als ein Fingerzeig gedacht. Und für den Fall, dass die Rebellen siegen, könnten Minister, Regisseur und Schauspieler auf ihr subversives Verhalten verweisen und auf sichere Weise die Seiten wechseln.

Aber solange Assad an der Macht bleibt, ist es eben bloß Shakespeare.

## Bester Freier Reporter

**Laudatio: Jan Christoph Wiechmann**

Es gibt einige Orte auf dieser Welt, an die sich nur wenige NGOs, Ärzte oder Journalisten trauen. Einer dieser Orte ist Mogadischu, in Somalia – zerrieben, zerlöchert, entstellt nach über zwanzig Jahren Krieg. Ein Ort, bei dem man beim Gemüsehändler für 100 Dollar eine Panzerfaust kaufen kann, wie wir erfuhren nach dem Lesen dieser Reportage.

An eben diesen Ort ging ein freier Journalist und berichtete im SZ-Magazin über den «Bürgermeister der Hölle», so der Titel. Der Bürgermeister ist Mohamoud Ahmed. Nur, eigentlich ein Internet-Café-Betreiber in London, der sein Heimatland Somalia vor langer Zeit verließ und nun versucht, der Stadt Hoffnung einzuhauchen. Auf seinen Kopf haben Islamisten 100.000 Dollar ausgesetzt, und der Reporter begleitet nun Mr. Nur durch die ganze Stadt, zu den Straßenkindern, in die Schulen, zu einem Musikfestival, das der Bürgermeister ins Leben rief. Und er bezeugt von SMS-Texten wie diesem: «Wir sehen dich. Du stehst vor deinem Haus, trägst ein Khaki-Hemd und eine Sonnenbrille und sprichst mit einem weißen Journalisten. In zwei Minuten bist du tot.»

Die Jury war nicht nur begeistert von dem Mut des Reporters; sondern sie war auch begeistert von dem dichten Portrait eines Mannes, der zwischen Mut und Übermut versucht, der Anarchie Herr zu werden. Der Reporter führt uns in eine Stadt, in die wir alle nicht kommen, er führt uns an die Plätze der Zerstörung, aber auch an die Plätze der Hoffnung. Er stellt uns einen Menschen vor mit Empathie, nicht undistanziert; einen Menschen, den wir alle nicht kennen, aber kennenlernen sollten. Ich habe nach dem Lesen noch Tage lang an diesen Mohamoud Ahmed Nur denken müssen und gehofft, dass er am Leben ist. Soweit ich das recherchieren konnte – aber vielleicht weiß das ja der Gewinner – ist er das.

Vielen Dank für eine herausragende journalistische Leistung, bester freier Reporter:  
Michael Obert.

## Der Bürgermeister der Hölle

*Bis vor kurzem betrieb Mohamoud Ahmed Nur ein Internetcafé in London. Jetzt will er eine der gefährlichsten Städte der Welt retten. Als Bürgermeister von Mogadischu, der kriegszerstörten Hauptstadt von Somalia.*

Michael Obert, SZ-Magazin, 20.04.2012

Gewehrketten haben die Mauern zerfressen, Granaten die Fassade aufgerissen. Das Dach: weggebombt. Vor den höhlenartigen Öffnungen der dreistöckigen Ruine im Zentrum von Mogadischu gehen Soldaten mit Schnellfeuergewehren in Stellung. Sie sollen den Mann schützen, der an diesem Morgen Ende Februar im dunklen afrikanischen Anzug zwischen Granattrichtern im Hof steht und lächelt. Das ehemalige Regierungsgebäude werde wieder aufgebaut, sagt er, in den neuen Büros würden Mitarbeiter der Stadt bald wieder ihren Dienst verrichten.

Dann fallen Schüsse. Haben sich Attentäter in der Ruine versteckt? Aufständische Islamisten? Die Soldaten reißen ihre Waffen von der Schulter, bilden einen schützenden Kreis um den Mann und drängen ihn in einen schwarzen Geländewagen. Zur Verstärkung rasen Pick-ups mit aufgebockten Maschinengewehren heran, auf den Ladeflächen hantieren Soldaten in Kampfanzügen mit Kalaschnikows, Panzerfäusten, Granatwerfern. Reifen drehen durch. Steine fliegen durch die Luft. Und der Konvoi jagt in einer Staubwolke davon.

„Der Tod kommt, wenn er kommt“, sagt Mohamoud Ahmed Nur wenig später und lässt sich in den Lederstuhl in seinem Büro fallen. „Wenn du Angst hast, kannst du in Mogadischu nichts bewegen, mit Angst kannst du diese Gesellschaft nicht verändern.“ Bis vor Kurzem führte der 57-Jährige mit dem grauen Kinnbart und den strahlendweißen Zähnen ein Internetcafé in der Seven Sisters Road im Norden Londons. Jetzt führt er eine der gefährlichsten Städte der Welt. Als Bürgermeister von Mogadischu, der Hauptstadt Somalias.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Nach über 20 Jahren Bürgerkrieg und Häuserkampf sieht das „Stalingrad Afrikas“ aus wie eine gewaltige archäologische Grabungsstätte. Zweieinhalb Millionen Menschen fristen ein Dasein in Ruinen. Ohne Strom, ohne sauberes Trinkwasser, ohne Müllabfuhr und ausreichende medizinische Versorgung. In einer Stadt, in der man beim Gemüsehändler um die Ecke für ein paar hundert Dollar eine Panzerfaust kaufen kann und ausgefranste schwarze Flecken die letzten Bombenanschläge markieren. Alle paar Minuten krachen Schüsse.

Als Bürgermeister gehört Nur zu einer Übergangsregierung, die zwar international anerkannt ist, aber nicht einmal 20 Prozent des Landes kontrolliert. Und das nur mit Hilfe der afrikanischen Friedensmission Amisom. 12 000 bis an die Zähne bewaffnete Soldaten aus Uganda und Burundi liefern sich blutige Gefechte mit al-Schabab, einer islamistischen Miliz, die sich kürzlich offiziell mit dem Terrornetzwerk al-Qaida verbündete und weite Teile Somalias kontrolliert.

Wer etwas dagegen hat, dass al-Schabab Bomben unter Marktstände legt, Kinos in die Luft jagt, Frauen steinigt und Dieben, Musikern oder Fußballern die rechte Hand und den linken Fuß absägt, landet auf der Abschussliste ihrer Killerkommandos. Ganz oben: Bürgermeister Nur. Mit zwei Dutzend Bodyguards, einem Monatsetat von 150 000 Dollar, ein paar Computern und drei Olivetti-Schreibmaschinen will er Mogadischu, das Höllenloch am Horn von Afrika, retten. Oder sterben.

Als ihm der somalische Präsident, ein alter Weggefährte aus Jugendzeiten, vor anderthalb Jahren den Job anbot, versammelte Nur seine Frau, sechs Kinder und acht Enkelkinder in der kleinen Mietwohnung in London, wohin er 1993 vor dem Krieg in Somalia geflohen war. Er erklärte ihnen, dass er von seiner Mission womöglich nicht zurückkehren werde: „Vielleicht hört ihr in den Nachrichten bald, dass der Bürgermeister von Mogadischu erschossen wurde.“

Seine Frau wollte ihn nicht gehen lassen. Seine Freunde hielten ihn für verrückt. Trotzdem sitzt Nur jetzt an diesem wurmstichigen Schreibtisch und arbeitet sich durch Stapel schriftlicher Hilferufe seiner Bürger. Nicht weit vom Flughafen, wo im Oktober 1977 Sturmtruppen der deutschen Spezialeinheit GSG9 die Geiseln an Bord der Lufthansa-Maschine Landshut aus der Gewalt palästinensischer Terroristen befreiten.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Draußen vor dem Bürgermeisteramt, hinter Wällen aus Sandsäcken und Stacheldraht, satteln die Bodyguards ihr Waffenarsenal von den Pick-ups ab. Am Hauseingang ist ein Maschinengewehr aufgebaut. Vor der Bürotür wacht ein Soldat in Gefechtsuniform mit einer Kalaschnikow. Auf Besucher in schusssicheren Westen reagiert der Bürgermeister dennoch allergisch. „Mogadischu ist sicher“, sagt er. „Sicherer als Bagdad oder Kabul.“ Mogadischu bekomme zu Unrecht schlechte Presse.

Seit Rebellen 1991 den Diktator Siad Barre stürzten, gibt es im ostafrikanischen Somalia keine funktionierende Zentralregierung mehr. Nach dem Sieg der Warlords über den verhassten General zerfielen die vier großen Clans in Dutzende von Subclans. Ihre Milizen zerfleischten sich gegenseitig, trieben das Land immer tiefer ins Chaos und verwandelten Mogadischu, bis dahin eine wohlhabende Handelsstadt am Indischen Ozean, in eine Geröllwüste. Bis zu eine Million Tote hat dieser Krieg bisher gefordert. Meist Frauen, Kinder und Greise, die nicht schnell genug aus der Schusslinie kamen. Fast zweieinhalb Millionen Somalier wurden aus ihren Häusern vertrieben, beinahe ein Drittel der gesamten Bevölkerung. Eine Million Menschen flohen ins Ausland.

Die Republik Somalia ist an diesem Konflikt zerbrochen. Im Norden haben sich Somaliland und die Piratenhochburg Puntland abgespalten. Südlich davon riefen sich Phantasiestaaten aus: Himan&Heeb, Galmudug und Ahlu Sunna wal Jamaa – „Anhänger der Tradition und der Gemeinschaft“ –, kurz ASWJ. Den Rest des Landes, geschätzte 60 Prozent, kontrolliert al-Schabab. Die Schockwellen des somalischen Bebens erschüttern weite Teile des afrikanischen Kontinents. Vom US-Stützpunkt in Djibuti starten Drohnen und geheime Sonderkommandos nach Somalia, im Westen kämpfen Truppen aus Äthiopien gegen al-Schabab, im Süden rücken kenianische Streitkräfte vor. Auch der Rest der Welt fühlt sich von Somalia bedroht. Das Land gilt heute als Brutstätte des islamistischen Terrorismus, ein Chaos-Staat, in dem weltweit gesuchte Topterroristen abtauchen und international operierende Netzwerke ungestört ihre nächsten Anschläge vorbereiten können. Die von Somalia ausgehende Gefahr für die Sicherheit westlicher Staaten, warnen Experten, nehme in jüngster Zeit besorgniserregend zu.



Es ist das konfuse Gemisch aus verfeindeten Clans und islamistischem Terror, das bisher jede Diplomatie und jede Intervention der Vereinten Nationen kläglich scheitern ließ. Der letzte Rettungsversuch des Westens endete 1993 für Amerika im größten Fiasko seit Vietnam. Zwei US-Kampfhubschrauber wurden über dem Zentrum von Mogadischu abgeschossen, die Körper amerikanischer Soldaten vom Mob durch die Straßen geschleift. Der missglückte Einsatz, im Hollywood-Kriegsdrama Black Hawk Down verfilmt, führte zum Abzug der amerikanischen Truppen aus Somalia. Seither hat die Welt Mogadischu aufgegeben.

Nicht so Bürgermeister Nur. In den ersten Monaten seiner Amtszeit feuerte er reihenweise korrupte Angestellte, ließ Müll einsammeln, die Kanalisation zumindest notdürftig reinigen und wild wuchernde Bäume in Kriegsruinen zu Brennholz verarbeiten. Einen Steinwurf von der Frontlinie zwischen Amisom und al-Schabab ließ er zwei öffentliche Gärten anlegen und eine Reihe von Laternen installieren, um die erste Straße im zerbombten Zentrum zu beleuchten.

„Waren Sie schon mal in einem afrikanischen Gefängnis, in einer dieser finsternen Betonzellen?“, fragt Nur auf dem Sprung zum nächsten Termin; vor seiner Flucht nach England saß er in Mogadischu als Oppositioneller selbst hinter Gittern. Am Anfang kämpfte man noch um seine Würde und klammerte sich an die Hoffnung, die Tür könnte sich bald öffnen. Dann werde man allmählich müde, sinke zu Boden und schlafe irgendwann in seinen Exkrementen – und am Ende hoffe man auf gar nichts mehr.

„Genau so ist es den Menschen hier ergangen“, sagt Nur und eilt über den Amtsflur zu seinem Dienstwagen. „Nach 20 Jahren Gefangenschaft in ihrer Stadt haben sie ein Leben ohne Freude akzeptiert, ein Leben mit der Waffe an der Schläfe, hungrig, schmutzig, bettelarm, ein Leben in Finsternis.“ Deshalb müsse er zunächst „die Mentalität der Menschen ändern, ihre Art zu denken und zu empfinden“.

Wie soll das gelingen? In einer kollektiv traumatisierten Stadt? Wo keine zehn Minuten ohne Schüsse vergehen und die Scheiben nachts im Artilleriefeuer zittern? Wo Mütter vom Kriegsterror übergeschnappte Kinder an die Betten ketten, damit sie nicht im Ruinenlabyrinth verloren gehen? Jedes fünfte Kind stirbt hier an verseuchtem

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Trinkwasser. Öffentliche Schulen gibt es keine, Arbeit auch nicht. Und hinter jedem Mauerrest, in jedem noch so zerschossenen Betongerippe hausen Flüchtlinge in Hütten aus Akaziengest und Plastikfetzen – gefangen zwischen Krieg und Hunger.

Wie um alles in der Welt will der Bürgermeister die „Mentalität“ dieser Menschen ändern? „Bei einer Transfusion pumpt man das Blut nicht mit Gewalt in die Venen des Patienten“, sagt er; an den geschwärzten Scheiben seines Geländewagens zieht die Ruinenstadt vorbei. „Er bekommt es Tropfen für Tropfen.“

Deshalb joggt Mohamoud Ahmed Nur seit anderthalb Jahren nicht mehr durch den Park am Londoner Parliament Hill und sieht sich nach Feierabend nicht mehr die Spiele von Arsenal im Fernsehen an, sondern ist von früh bis spät unterwegs in den Trümmern seiner Stadt, schüttelt unermüdlich Hände, schlichtet Clan-Streitigkeiten, berät Geschäftsleute, sammelt Geld, findet aufmunternde Worte für Kriegsversehrte und -waisen.

„Ihr seid die Zukunft Somalias“, sagt er den Straßenkindern in einem von ihm initiierten Projekt. „Aus jedem von euch kann ein Handwerker werden, ein Lehrer, sogar ein Minister.“ In einem Backsteinbau sitzen sie auf wackligen Stühlen im Kreis. Ihre Kleider sind zerrissen, ihre Körper abgemagert. Sie ernähren sich von Abfällen und kämpfen in Kriegsrüinen mit verwilderten Hunden um ihre Schlafplätze. Nachts kommen die Häscher von al-Schabab und sammeln sie mit vorgehaltener Waffe ein, um sie als Kindersoldaten zu verheizen.

Und der Bürgermeister sagt ihnen: „Haltet euren Körper sauber. Wascht euer Hemd.“ Das wirkt alles ziemlich abgehoben und naiv. Wie wäre es stattdessen mit einem Dach über dem Kopf, Herr Bürgermeister? Mit einer regelmäßigen Mahlzeit? Er würde gern mehr tun, sagt Nur, doch die Stadtkasse sei leer. Und so vertraut er auf die Kraft seiner Worte. Tatsächlich dürsten die Menschen danach. Jahrzehntlang hat man auf sie geschossen, jetzt reicht ihnen einer die Hand, spricht zu ihnen, macht ihnen Mut.

„Tropfen für Tropfen“, wiederholt der Bürgermeister und streicht einem zerzausten Straßenjungen über die Stirn; er strahlt und geht mit erhobener Brust aus

dem Raum. „In ein paar Jahren wird wieder genügend frisches Blut in den Köpfen und Herzen der Menschen sein, dann werden sie sich besser fühlen.“

Die meisten Bürger von Mogadischu hegen ein tiefes Misstrauen gegen jeden, der der Übergangsregierung nahe steht. Ihren Mitgliedern werfen sie vor, sich die Taschen zu füllen und Somalia, laut Transparency International 2011 das korrupteste Land der Welt, den Milizen und Piraten zu überlassen. Nur der Bürgermeister, da sind sich alle einig, ist über jeden Zweifel erhaben. „Ein Mann von Prinzipien“, sagt Iman Icar; der Stellvertreter des Stadtoberhaupts war in Holland 16 Jahre lang als Sozialarbeiter tätig. „Er ist mit Leib und Seele loyal zu seinem Land, er hat eine Vision und setzt sie um.“

„Wenn er etwas will, dann beißt er sich rein“, sagt Shamis, die Frau des Bürgermeisters, während sie in ihrem einfachen Haus das Essen auf den Tisch stellt. Jahrelang sah sie ihrem Mann zu, wie er in ihrer Londoner Wohnung bis spät in die Nacht vor dem Fernseher saß und mit den Tränen kämpfte, wenn er all die Toten und Verstümmelten in Mogadischu sah, die Ruinen seiner Stadt. Als er Bürgermeister wurde, verlor sie 20 Kilo. Wenn das Telefon klingelte, dachte sie: „Jetzt haben sie ihn erschossen.“

Nach seinem Amtsantritt besuchte sie ihn. „Aber ich konnte nicht schlafen“, sagt die kleine Frau mit den lebendigen Augen und der modischen Brille. „Wegen der Schüsse und der Bomben.“ Doch in London fiel ihr die Decke auf den Kopf; ihre sechs Kinder sind erwachsen und längst aus dem Haus. Schließlich überwand sie sich und kehrte nach 31 Jahren Exil nach Mogadischu zurück, an die Seite ihres Mannes. „Home is where your heart is“, sagt sie, lacht, wird aber gleich wieder ernst. „Ich wollte einfach nicht, dass er ohne mich stirbt.“

Ortstermin im Zentrum von Mogadischu. Gut 300 Mädchen und Jungen erwarten den Bürgermeister in der „Schule des 21. Oktober“. Seit Jahren findet hier kein Unterricht mehr statt. Alle staatlichen Schulen sind geschlossen. Die Gebühren für Privatschulen – 15 Dollar im Monat – kann sich kaum eine Familie leisten. 95 Prozent der Kinder sind ohne Unterricht.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Der Bürgermeister geht durch ausgebombte Klassenzimmer, steigt über den Schutt eingestürzter Dächer. Überall Exkrememente und Müll. Nervös streifen die Blicke der Leibwächter durch die dunklen Gänge, ideale Verstecke für Attentäter. Die Nähe, die Nur täglich zu den Menschen sucht, macht ihn besonders verwundbar. „Diese Schule gehört nun wieder uns“, sagt er ins Mikrofon; der tragbare Lautsprecher verwandelt seine Stimme in ein Krächzen. „Bald können unsere Kinder hier wieder Lesen und Schreiben lernen.“

Hinter der Schulhofmauer hatten Flüchtlinge ein improvisiertes Camp errichtet. Geschätzte 50 000 Menschen suchten bis vor Kurzem Zuflucht in meist zerstörten Regierungsgebäuden, bis diese von der somalischen Armee und Polizei geräumt wurden. „Ein echter Fortschritt“, sagt der Bürgermeister; weiter unten auf der Straße krachen Schüsse.

Wohin all die Menschen nach der Räumung gezogen sind, weiß er nicht. Alternativen wurden ihnen keine angeboten. Es hagelt Kritik von Hilfsorganisationen. „Mogadischu ist nicht London“, sagt die Leiterin einer somalischen NGO in einem der Flüchtlingslager, die von Neuankömmlingen aus geräumten Gebäuden überrannt werden. „Der Bürgermeister ist ein Träumer, er war zu lange im Exil, er hat keine Ahnung, wie es hier an der Basis aussieht.“ Die Kinder auf dem Schulhof und ihre Eltern sehen das anders. Sie freuen sich über die Aussicht auf baldigen Unterricht.

Die Prioritäten des Bürgermeisters sind klar: Schulen, Krankenhäuser, Strom, sauberes Trinkwasser, Kanalisation, Müllentsorgung. Doch mit einem Monatsetat von 150 000 Dollar – gespeist aus 15 Prozent der Hafeneinnahmen Mogadischus – sind Nurs Optionen in der kriegszerstörten Millionenstadt begrenzt. Hilfe aus dem Ausland? „Wir brauchen Backsteine, Zement, Sand und Werkzeug, damit wir unsere Häuser selbst wieder aufbauen können.“ Demonstrativ krempelt er die Ärmel hoch, springt auf den Rücksitz des Geländewagens und jagt zum nächsten Termin.

Menschen mobilisieren. Ohne Kalaschnikows. Tatendrang und Optimismus des Bürgermeisters wirken ansteckend. „Endlich unternimmt mal einer was“, freut sich der 24-jährige Farah, der in einer von Nurs Initiativen Müll in den Straßen einsammelt. „Der Bürgermeister nimmt uns ernst, der Bürgermeister macht uns Mut.“

„Er zeigt uns, dass wir selbst etwas verändern können“, sagt Aisha von den Mogadishu City Volunteers, Hunderte Freiwillige, die ihrer Stadt ohne Bezahlung wieder auf die Beine helfen wollen. „Der Bürgermeister ist unser Held.“ Aisha hat Nurs Gesicht auf ihr T-Shirt gemalt, er lächelt, in einer Sprechblase über seinem Kopf steht auf Somali: „Du kannst es! Leg los!“

Für die einen ist er so etwas wie der Obama von Mogadischu, in den sie all ihre Hoffnungen setzen und den sie verehren wie einen Popstar – die anderen wollen ihm an den Kragen. Aus den unterirdischen Verliesen eines Geheimgefängnisses wird an diesem Morgen ein barfüßiger Mann zum Verhör geführt. Tags zuvor wurde Idriz Sheikh Abdifatah, 23, ein Radiohändler aus dem Umland, von der somalischen Polizei gefasst. Mit einem Auto voller TNT und einer Sprengstoffweste um die Brust.

Er gehöre zu al-Schabab, sagt er mit fester Stimme. Mit seinem ordentlichen kurzen Haar, seinem blauen Hemd und den hochgekrempten Jeans sieht Idriz so gar nicht wie ein Selbstmordattentäter aus. Wo er die Bombe zünden wollte, sagt er nicht. Aber was den Bürgermeister betrifft, ist er ganz klar: „Erschießen! Enthaupten! Allah kann diesem Verräter nicht vergeben.“

Hat Idriz nicht auch Kinder? Für einen Moment wirkt er verunsichert. Doch er fängt sich gleich wieder und sagt: „Eine Tochter. Aisha. Sie ist einen Monat alt.“ Und er, ihr Vater, will sich in die Luft sprengen? Auf einmal geht ein Strahlen über sein Gesicht. „Bald zünden wir unsere Bomben auch in Amerika und Europa.“ Ganz oben auf der Liste stehe England. „Ich sprengte mich in London in die Luft und gehe direkt ins Paradies. Aisha wird glücklich und stolz auf ihren Vater sein.“

Zuhause in Mogadischu ist für al-Schabab der Bürgermeister der meistgehasste Mann. 100 000 Dollar, behaupten Insider, sind auf seinen Kopf ausgesetzt. Warum, fragt man sich, ist er nicht längst tot? Gegen einen Scharfschützen sind die besten Bodyguards machtlos. Und die Übergangsregierung kann nicht einmal ihre Minister vor Anschlägen schützen. Verfügt Nur über einen besonderen Instinkt? Genießt er insgeheim Sympathien auch unter den Islamisten? Oder hat er bisher einfach nur jede Menge Glück gehabt? Der Bürgermeister lebe noch, heißt es in den Straßen von Mogadischu, weil viele Menschen für ihn beten.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sein rotes Handy klingelt. Eine Nachricht leuchtet auf dem Display auf: „Wir sehen dich, du stehst vor deinem Haus, du trägst ein Kakihemd und eine Sonnenbrille und sprichst mit einem weißen Journalisten – in zwei Minuten bist du tot.“ Heckenschützen auf dem Nachbardach? Bombe im Geländewagen? Sprengstoffgürtel um den Bauch der verschleierten Frau, die eben um die Ecke kommt? Am Ende bleibt es bei einer weiteren Drohung.

Der Bürgermeister beantwortet sie im somalischen Fernsehen. „Verkleidet euch nicht als Frauen, versteckt eure Waffen nicht unter ihren Gewändern“, sagt er, den Blick direkt in die Kamera gerichtet. Die Mörder sollen ihm gegenübertreten, ihm ins Gesicht sehen. „Und dann bringt mich um, wenn ihr könnt!“

1954 im De Martino Hospital in Mogadischu geboren, verbringt Mohamoud Ahmed Nur die ersten Jahre seines Lebens als Nomadenjunge im Landesinneren, nahe der äthiopischen Grenze. Sein Vater besitzt 300 Ziegen und zehn Kamele. Er stirbt, als Ahmed fünf Jahre alt ist. Die Mutter gibt den Jungen zu einer Tante nach Mogadischu, aber die kann sich auch nicht um ihn kümmern, und so landet der kleine Ahmed für die nächsten 12 Jahre im Waisenhaus.

Basketball hält ihn am Leben. „Ich war nicht groß, aber sehr schnell.“ 1972 wird sein Team somalischer Meister und Nur, der im Angriff spielt und die Nummer 7 trägt, berühmt in ganz Somalia. Mit seiner knappen Gage finanziert er sich die Highschool. Mittlerweile hat das Militär unter General Siad Barre die Macht übernommen. Somalia wird ein sozialistisches Land. „Von Anfang an hasste ich die Idee, dass der Staat die Verantwortung für dein Leben übernimmt“, sagt Nur heute. „Ich wollte meine Ziele aus eigener Kraft erreichen, ich wollte nicht, dass die Regierung mich füttert wie einen Hund.“

Er galt als reaktionär, ging als „Amerikafreund“ ins Gefängnis. Bevor er sein Geologiestudium beenden konnte, setzte er sich 1977 nach Saudi Arabien ab. „In meiner Basketballtasche waren zwei Hosen und drei Hemden“, erinnert er sich. „Ich ließ mein ganzes Leben in Mogadischu zurück.“

1993 kommt er, mittlerweile mit Shamis verheiratet und Vater von sechs Kindern, nach London. Die Zeiten sind nicht rosig. Shamis rät ihm, Stütze beim

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sozialamt zu beantragen. Er weigert sich: „Ich wollte kein Parasit der Gesellschaft sein, ich hätte mich vor mir selbst geekelt.“ Stattdessen schließt er an der University of Westminster in Business Management ab und gründet die Somali Speakers Association, welche die Diaspora in London noch heute in sozialen Fragen berät. Um über die Runden zu kommen, macht Nur das Internetcafé in der Seven Sisters Road auf, nicht weit vom Finsbury Park. Hinten Telefonkabinen, vorne Computer. An der Wand ein Hinweisschild: No Pornography!

Am Morgen nach der Kampfansage an die Islamisten im Fernsehen lässt Nur seinen Fahrer an einem menschenleeren Kreisverkehr im Zentrum von Mogadischu anhalten. Aus Kriegsschutt ragt das Gerippe eines Turms wie ein knochiger Zeigefinger. Die Ruine des alten Parlaments. Symbol einer Totenstadt, einer gründlich gescheiterten Nation.

Noch bis vor kurzem kämpften hier Einheiten von Amisom und Soldaten der Übergangsregierung gegen al-Schabab. Straße um Straße. Haus um Haus. Mann gegen Mann. Jahrelang kontrollierten die Islamisten – bis auf eine winzige Regierungsenklave – ganz Mogadischu. Dann verloren sie einige Viertel und traten im August einen „taktischen Rückzug“ an den Stadtrand an. Seither operieren sie aus dem Untergrund. Mit Heckenschützen und Bombenterror im Stil von Al-Qaida.

Am Kreisverkehr springen die Bodyguards des Bürgermeisters von den Pick-ups und schwärmen mit ihren Kalaschnikows aus. Und Nur arbeitet sich durch das Geröll der Parlamentsruine, als führte dort ein Weg zurück in die Stadt seiner Jugend, die „Perle Ostafrikas“ mit einer prachtvollen Seepromenade und Traumstränden am Indischen Ozean, mit großzügig angelegten Straßen, Plätzen und Gärten und weiß getünchten Bauten aus der italienischen Kolonialzeit.

„Mogadischu war damals absolut friedlich und sicher, eine Crime-Zero-City“, sagt Nur und reibt sich den Schweiß von der Stirn. „Freitags gingen wir an den Strand zum Schwimmen und abends ins Kino.“ Nebenan in der Casa d'Italia trainierte er Basketball. „Dort war die Sporthalle, dort der Tennisplatz, der Nachtclub, die Bar, gleich dort drüben dann die Universität, dort die Somali Bank und dort hinten Somali Airlines.“ Trümmerhaufen. Zerschossene Art déco-Säulen. Aufgeplatzte Sandsäcke

auf orientalischen Balkonen. An einer vom Kugelhagel durchsiebten Wand im Erdgeschoss steht: „Helft mir! Ich bin ein Kind!“ Daneben eine unbeholfene Zeichnung: Männer richten Gewehre aufeinander. Wie aufgereichte Perlen hängen die Kugeln in der Luft. Am Boden liegen Menschen in monströs verschmiertem schwarzem Blut.

„Mogadischu war damals wunderschön“, sagt der Bürgermeister plötzlich leise und gerät auf dem Geröllbrocken aus dem Gleichgewicht. Es ist, als kämpften in ihm zwei Zeiten gegeneinander an, als zerrten ihn das Damals und das Heute in verschiedene Richtungen. Tränen stehen in seinen Augen. Dann fängt er sich wieder, ballt die Fäuste und sagt mit fester Stimme: „Das ist die Stadt, die ich wieder aufbauen werde.“

Nach dem Rückzug von al-Schabab ist dies nicht mehr nur reine Utopie. Noch immer explodieren Autobomben, krachen Schüsse, sprengen sich Selbstmordattentäter in die Luft, doch in Mogadischu gibt es erste Anzeichen einer Art von Normalität. In leergefegte Todesstreifen kehrt allmählich Leben zurück. Nicht zuletzt dank des unermüdlichen Wirkens von Bürgermeister Nur wagen sich viele wieder auf die Straße, räumen Schutt aus Höfen, bauen Häuser auf, eröffnen kleine Geschäfte.

Ein Junge mit einer eiternden Narbe über dem Auge gießt am Straßenrand ein Bäumchen. „Selbst gepflanzt“, sagt er, während das Wasser aus dem Loch einer Plastiktüte rinnt und von der durstigen Erde Mogadischus aufgesogen wird. „Mein Baum. Auf den passe ich auf. Wenn er groß ist, schlafe ich in seinem Schatten.“

Hoffnung. Auf eine friedliche Zukunft. Doch die Frontlinie liegt nur ein paar Kilometer die Hauptstraße hinunter. Am letzten Checkpoint namens X-Control trocknen Blutlachen auf dem Asphalt. Soldaten legen hier oft die Leichen getöteter Schabab-Kämpfer aus, damit jeder sieht, was Aufständische zu erwarten haben. Endlos ist die Karawane der Flüchtlinge aus den von al-Schabab kontrollierten Gebieten, auf die Amisom und Regierungstruppen vorrücken, um die Islamisten weiter zurückzudrängen.

„Wir fliehen vor den Raketen der Armee“, sagt Hawa Ibrahim, eine junge Frau mit violetter Gesichtsschleier in einem völlig überladenen Minibus. Al-Schabab



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

versteckt sich oft in Wohngebieten, um Frauen und Kinder als lebenden Schutzschild zu missbrauchen. Wenn die Armee dann angreift und durch ihre Raketen Zivilisten sterben, schürt das auch die Wut auf den Bürgermeister. Hawa: „Allah wird ihn bestrafen.“ Ob er will oder nicht: Er gehört zur Übergangsregierung und ist damit automatisch Partei.

An der Frontlinie in der Nähe des ehemaligen Tiermarktes – heute ein geisterhafter, lebensgefährlicher Ort – ducken sich Soldaten in ihren Lumpenuniformen hinter Sandsäcken. Sie tragen verspiegelte Sonnenbrillen und Munitionsreihen quer über der Brust. Ihre Kalaschnikows und Raketenwerfer zeigen auf eine leere Straße zwischen ausgebrannten, von den Kämpfen der vergangenen Tage zerschossenen Häusern.

„Auf den Dächern dort: Scharfschützen“, flüstert Ahmed Ali, der Kommandant dieses Frontabschnitts, und zündet sich eine Zigarette an. „Ein falscher Schritt, und du bist tot.“ Al-Schabab ist noch lange nicht besiegt, der Krieg nicht vorbei. Er lauert an den Rändern Mogadischus auf seine Chance, in die Stadt zurückzukehren.

Der Kommandant nimmt einen langen Zug von seiner Zigarette. 65 Jahre ist er alt und mehr als sein halbes Leben bei der Armee. Der Bürgermeister? „Sehr guter Mann, ein echter Patriot“, sagt er, reißt die Hacken zusammen und salutiert. „Kam aus London zurück, um Mogadischu zu flicken.“

Dass der Stadtvater, wie der alte Offizier behauptet, mit einer Pistole unter dem Kopfkissen und einer Kalaschnikow neben dem Bett schlafe, entspreche allerdings nicht der Wahrheit, sagt Shamis. Aber nachts wache ihr Mann ständig auf, den Kopf voller Pläne für den nächsten Tag. „Ab vier Uhr morgens findet er dann keinen Schlaf mehr.“ In London ging Nur regelmäßig joggen. Jetzt reicht es höchstens noch für ein paar beengte Morgenrunden um das Haus, im Schatten Stacheldraht bewehrter Mauern. „Dein Bauch wird dick“, sagt Shamis nach dem Frühstück und schenkt ihm ein liebevolles Lächeln; wenn er morgens fortgeht, weiß sie nie, ob er abends noch mal zurückkommt. „Du hast graue Haare bekommen von all den Problemen.“

Vermisst er London manchmal? „Die Spiele von Arsenal und Parliament Question Time auf BBC1“, sagt Nur und steigt in den schwarzen Geländewagen;

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

draußen springen die Bodyguards mit ihren Waffen auf die Pick-ups. „Und den Park am Parliament Hill. Das Grün, die Hügel, die Drachen am Himmel – wunderbar.“

Alles was Nur seit seinem Amtsantritt in Mogadischu erreicht hat, steht an diesem Tag auf dem Spiel. „Vor genau einem Jahr habe ich ein Open Air-Musikfestival organisiert“, erklärt er im Zwielicht hinter den geschwärzten Scheiben seines Wagens. „Ein Ereignis, wie es die Menschen von Mogadischu seit Jahrzehnten nicht mehr erleben durften.“ Ein Zeichen habe er setzen wollen. Für einen Neuanfang. Für ein Leben in Würde, ohne Angst. Doch dann stürmten Bewaffnete auf den Platz und schossen in die Menge. Auf Befehl des Warlords Mohamed Dheere, des ehemaligen Bürgermeisters. Er wollte seinen Nachfolger einschüchtern und um seine Popularität bringen. Vier Menschen starben. Darunter der Dirigent der Blaskapelle. „Das war der schwärzeste Tag meines Lebens“, sagt Nur und kämpft um seine Fassung.

Genau ein Jahr nach der Katastrophe soll nun erneut ein Musikfestival stattfinden. „Wenn wir uns einschüchtern lassen, werden wir nie etwas verändern.“ Tausende sind gekommen. Auf dem nach allen Seiten offenen Platz warten sie in ihren Festtagskleidern seit den frühen Morgenstunden auf die Botschaft des Bürgermeisters, auf seine Visionen. Zwei Jahrzehnte lang haben sich die Bewohner der 16 Stadtdistrikte blutig bekämpft. Jetzt halten sie sich an den Händen, singen gemeinsam und tanzen. Auf ihren Plakaten steht Al-Schabab: Mörder oder Al-Schabab wird enden wie Osama Bin Laden; dazwischen lassen Poster den Bürgermeister hochleben.

Poeten in weißen Gewändern und hennagefärbten Bärten rezitieren Gedichte und drehen sich wie Derwische im Kreis. Die Musiker der Blaskapelle in ihren hellgrünen Uniformen und weißen Hosen schmettern einen Marsch. Und dann kommt der Bürgermeister. Nicht in einem Panzerfahrzeug von Amisom. Nicht in seinem schwarzen Geländewagen. Nein, zu Fuß. Und ohne schussichere Weste. Winkend und strahlend läuft er auf dem Platz ein, und seine Bürger jubeln ihm zu wie einem Fußballstar.

„Zukunft!“, ruft er ins Mikrofon. „Frieden! Licht!“ Auf den Dächern klicken – kaum hörbar im tosenden Applaus und bewegt nur von den Atemzügen wachsamer

Soldaten – die Munitionsgurte an den Läufen der Kalaschnikows. Jeden Moment kann in der Menge jemand eine Waffe ziehen. Oder einen Sprengstoffgürtel zünden. Doch das scheint die Leute jetzt nicht zu interessieren; sie hängen an den Lippen des Bürgermeisters. Es ist, als bräuchte er nur lange genug die Normalität zu beschwören, damit diese eintritt und alles wieder gut wird in Mogadischu.

„Wir lieben unseren Bürgermeister!“, kreischt eine Frau in der Menge, außer sich vor Freude; die anderen stimmen lautstark zu und schwenken somalische Fähnchen. „Er muss weitermachen! Er hat mehr verdient! Präsident soll er werden! Präsident!“

Mohamoud Ahmed Nur hat andere Pläne. Beim Abendessen nach dem Festival verrät er sie seiner Frau: „Die Olympischen Spiele in Mogadischu.“ Er nimmt lächelnd ihre Hand. „2028 oder 2035 – auf jeden Fall solange ich noch lebe.“

## Bester Essay

**Laudatio: Eva Menasse**

Meine Damen und Herren, Sie sind über die Kalamitäten in der Problemjury, wie ich sie gerne nennen würde, heute schon ausführlich unterrichtet geworden. Als es zu der Vergabe des Essaypreises kam, sind sie eskaliert. Unsere Jury war von der Gestalt – sie sind vielleicht selbst schon in Jurys gesessen – die Begriffe bis auf ihre Herkunft im Neanderthal zurückverfolgen wollte. Wir konnten uns mit Mühe darauf einigen, was ein Interview ist, schwieriger wurde es bei der Kulturreportage. Bei der Frage, was ein Essay ist, und ob die Essays, die sich in unserem Reader versammelt hatten, Essays sind, oder Reportagen oder vielleicht sogar Portraits, kam es beinahe zu Gewalttätigkeiten.

Am Schluss, nach gefühlt 24 Stunden Beratung, war der Antagonismus so groß, wie sie ihn größer nicht imaginieren können. Auf der einen Seite fünf Juroren, für einen Mann, auf der anderen für eine Frau. Der Mann aus dem Westen, die Frau aus dem Osten. Der Mann einer unseren bekanntesten und brilliantesten und gewiss auch schon meist ausgezeichneten Journalisten. Die Frau ist dies alles nicht in diesem Ausmaß. Die Zeitung, die hinter dem Mann steht, ein großes, mächtiges, manche sagen: ein dominierendes, fast diktatorisches Medium mit viel Geld und sehr großer Medienmacht. Auch das kann man über die Zeitung der Frau aus dem Osten nicht sagen, obwohl sie, die Zeitung, in den letzten Krisenwochen mal nicht im Krisengerede vorhanden war.

So kam es zu der Situation, die uns vorab verboten worden war: Wir mussten den Preis teilen.

Einerseits fanden wir preiswürdig einen Text des berühmten und preisgekrönten Journalisten, des Mannes, der über etwas schreibt, was wir alle kennen, vielleicht besser als wir wollen, nämlich über unsere Bundeskanzlerin. Also ein Thema, das er gut kennt und aus dem er immer noch, wie wir fanden, ganz erstaunliche Wahrheiten und Funken schlagen konnte. Auf der anderen Seite die Frau, die mit einem fast beängstigenden Mut sich selbst die autobiografische Brust aufgerissen hat und über sich selbst und über ihre Parallelen in ihrer Biografie mit dem Terroristen Uwe Mundlos geschrieben hat. Der zur

Hälfte geteilte deutsche Reporterpreis 2012 geht an Dirk Kurbjuweit und Sabine Rennefanz.

## Die halbe Kanzlerin

*Angela Merkel wirkt oft wie ein Regierungsautomat, kühl und unnahbar. Dabei hat sie ein munteres Gemüt, das sie aber öffentlich nur selten zeigt. Auch deshalb erscheint die deutsche Demokratie so ausgedorrt. Und der Europapolitik fehlt die emotionale Grundlage.*

Dirk Kurbjuweit, Spiegel, 28.11.2012

Wenn Angela Merkel morgens aufsteht, beginnt sie nicht gleich damit, den Euro zu retten, sie führt sich nicht auf wie eine Frau, die Europa dominiert, Deutschland dominiert, die Union dominiert, sie führt sich nicht auf wie eine Frau, die angeblich Helmut Kohl weggebissen hat, Wolfgang Schäuble weggebissen hat, Friedrich Merz weggebissen hat. Wenn Angela Merkel morgens aufsteht, macht sie ihrem Mann das Frühstück. Sie will, dass Joachim Sauer etwas Ordentliches im Bauch hat, bevor er das Haus verlässt.

Sie hat das selbst erzählt. Das war auf einem Flug von Nigeria nach Berlin im Juli dieses Jahres. Bei einem Mittagessen hat sie den nigerianischen Präsidenten Goodluck Jonathan gefragt, ob er zu Hause koche. Jonathan musste lachen. Er, der Präsident, ein Mann und kochen? Sie koche gern, hat ihm Merkel gesagt, und sie mache ihrem Mann das Frühstück. Jonathan stand auf und sagte in seiner Tischrede, die nigerianischen Frauen sollten sich ein Beispiel an der Bundeskanzlerin nehmen und ihren Männern auch jeden Morgen das Frühstück machen.

Merkel war amüsiert, als sie diese Geschichte im Flugzeug erzählte. Sie hatte etwas anderes gewollt. Sie hatte Jonathan als Menschen angesprochen, als ein Wesen,

dem es möglich sein könnte, zu Hause zu kochen, so wie sie auch gern kocht und das Frühstück zubereitet. Jonathan machte daraus eine politische Botschaft: Ihr Frauen, seid dienstfertig gegenüber euren Männern.

Es ist tatsächlich nicht ganz leicht, sich vorzustellen, wie Angela Merkel morgens das Frühstück macht, Kaffee brüht und Marmelade auf den Tisch stellt, verschlafen noch, vielleicht mit ersten trüben Gedanken an den Euro. Sie ist die Bundeskanzlerin, sie trägt die Aura dieses Amtes mit sich, und darin verschwindet leicht der Mensch, der sich so verhält wie andere auch.

Merkel hat das Image eines Regierungsautomaten, sie gilt als kühl, als ewig gleichmütig, unnahbar. Ihre Einheitskleidung, Hose und ein zugeknöpftes Sakko, unterstreicht den Eindruck der Entrücktheit. Nach diesem Bild ist sie ein Mensch, der nicht das Frühstück macht.

Es ist die Rolle, die sie in der Öffentlichkeit spielt, das Bild, das sie abgibt. Aber es ist ein unvollständiges Bild. Ich habe Angela Merkel über viele Jahre begleitet, war auf ihren Reisen dabei, habe an fast allen Hintergrundgesprächen teilgenommen und sie oft auf ihren Terminen beobachtet. Sie war auch kühl, auch gleichmütig, nicht unnahbar, aber meistens distanziert. Ein Regierungsautomat ist sie jedoch nicht. Es gab immer wieder Momente, in denen sie anders war, in denen Merkel ein lebhaftes Gemüt zeigte. Im kleinen Kreis ist sie oft ganz anders als in der Öffentlichkeit.

Gemüt ist das Wort, um das es hier vor allem gehen soll. Was für ein Gemüt hat Angela Merkel, und welche Folgen hat das für ihre Politik, vor allem für ihren Kampf um den Euro?

Ein Gemüt setzt sich zusammen aus den Emotionen, die da sind, und denen, die nicht da sind. Emotionen bewegen sich im Spektrum von Liebe und Hass, das sind die Extreme.

In meinen Notizen findet sich einmal das Wort "geliebt". Da ging es um die Wehrpflicht, die habe sie geliebt, hat Angela Merkel gesagt. Es hat sie nicht daran gehindert, die Wehrpflicht ruck, zuck auszusetzen. Eine große Liebe war es wohl nicht. Hass kam nicht vor bei ihr, jedenfalls nicht hörbar, nicht sichtbar. Aber jenseits

dieser Extreme kann man mit Merkel alles erleben. Zorn, maßlose Heiterkeit, Zuneigung, Missmut, Freude, Traurigkeit.

Tränen? Nie gesehen, außer Lachtränen. Frage an einen Vertrauten, der oft bei ihr ist: Gibt es Tränen der Traurigkeit oder der Wut bei der Bundeskanzlerin?

Antwort: "Es gibt das gesamte Spektrum emotionaler Ausdrucksweise."

Also auch Tränen?

"Das gesamte Spektrum."

Ist das relevant? Politik werde zu stark personalisiert, heißt ein Vorwurf gegen die Medien, auch gegen den SPIEGEL. Es müsse mehr um Sachthemen gehen. Natürlich muss es um Sachthemen gehen, aber es kommt zudem sehr auf das regierende Gemüt an, auf den Menschen. Es macht einen riesigen Unterschied, ob Angela Merkel oder Peer Steinbrück regiert, und zwar nicht wegen der Programme, Ideologien oder Visionen, die spielen keine so große Rolle mehr - sondern wegen der Gemüter. Der Mensch in der Spitzenpolitik ist in all seinen Empfindungen politisch relevant, weil die Spitzenpolitik den ganzen Menschen fordert.

Paradoxerweise ist es umso schwieriger, über eine Bundeskanzlerin zu schreiben, je mehr man von ihr mitbekommt. Man sammelt ein Wissen an, das man nicht verwenden darf. Ich habe Dutzende Hintergrundgespräche erlebt, aber alle waren "unter drei". Das heißt, es darf nichts davon berichtet werden. Das Absurde daran ist, dass man nicht für sich zu diesen Hintergrundgesprächen geht, sondern für seine Leser. Aber die sollen nichts erfahren dürfen.

Als Angela Merkel in der Mongolei war, empfing sie der Präsident in der Staatsjurte, einem Zelt, das in Ulan Bator im Regierungspalast steht. Merkel wurde dort Stutenmilch angeboten, weil das in der Mongolei so üblich ist. Auf dem Rückflug nach Berlin fragte ein Journalist Regierungssprecher Steffen Seibert, ob die Bundeskanzlerin von der Stutenmilch gekostet habe. Seibert gab Auskunft, rief dann aber, das sei "unter drei". Die Stutenmilch war damit Staatsgeheimnis. So absurd ist das.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Fast alle Teilnehmer von Merkels Hintergrundrunde - das sind vor allem die Berliner Büroleiter der großen Medien - spielen mit diesem System. Sie deuten an, zitieren ohne Quellenangabe oder auch einmal vorsichtig mit, es gibt da eine Grauzone.

Dies ist ein Grauzonenbericht, es geht tief hinein, ohne dass Staatsgeheimnisse ausgeplaudert werden, jedenfalls keine bedeutenden.

## Mensch Merkel

Merkel lacht. Sie steht im Regierungsflugzeug und lacht haltlos. Sie kann nicht mehr sprechen, ihre Augen glänzen, ihr Körper bebt. Sie will weiterreden, aber ihre Worte verenden in einem Prusten, sie lacht weiter. Tränen. Glucksen.

Sie kommt aus Litauen und hat gerade erzählt, dass die Litauer besorgt sind wegen eines Atomkraftwerks, das die Weißrussen an der Grenze bauen. Eines Tages hat sich der litauische Ministerpräsident offenkundig entschlossen, mit seiner Familie zu dieser Baustelle zu radeln, um sich mal einen Eindruck zu machen, getarnt als Touristen. Merkel ist an dieser Stelle schon ziemlich amüsiert. Aber dann war es noch so, dass der radelnde Ministerpräsident von der weißrussischen Polizei aufgegriffen wurde. Merkel beginnt zu lachen und verliert sich in diesem Lachen.

Sie kann ausgelassen sein. Sie ist ein eher fröhlicher Mensch, einer ihrer Hauptzustände ist der des Amüsiertseins. Sie findet vieles lustig an ihrem Kanzlerinnenleben, vor allem das, was ringsum so schiefgeht. Merkel ist nicht unbedingt ein Fan des Gelingens, wenn es um andere Leute geht.

In der Lachszene zeigt sich auch Statusbewusstsein. Man kann das nur so ungeheuer lustig finden, wenn man es für undenkbar hält, dass ein Regierungschef zur AKW-Baustelle eines Nachbarlandes radelt. Merkels Lachen ist also eine ähnliche Reaktion wie die von Goodluck Jonathan auf ihren Frühstücksservice für Joachim Sauer. Es zeigt sich jeweils die Verwunderung, dass andere Amtsträger ihre Amtswürde etwas lax definieren. Jeder hat ein eigenes Verständnis davon, wie weit er



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Mensch bleiben kann. Eine Grenze sieht aber jeder am Ende. Bei Merkel ist sie nur ein kurzes Stück in Richtung Staatsfrau verschoben.

Auf der dunklen Seite gibt es keine entsprechende Ausgelassenheit bei Merkel. Ich habe sie nie im Zorn brüllen gehört, und ihre Mitarbeiter sagen auch, dass sie das nicht tue. Ihre Art, Zorn zu zeigen, ist die Kälte. Bei einer Gesprächsrunde zu den Laufzeiten der deutschen Atomkraftwerke verhedderte sie sich einmal in den Zahlen und Fakten und bat einen Beamten um Hilfe. Der redete los, machte es aber nicht besser.

"Das ist eine sehr beachtliche Bemerkung", sagte Merkel zu dem Beamten. In ihrem Gesicht zeigte sich ein mokantes Lächeln, und ihr Ton war von böser Ironie vergiftet. Der Beamte erglühte und verlor dann seine Gesichtsfarbe. Als Leiche saß er weiterhin mit am Tisch.

Nach dem Gespräch ging Merkel zu ihm und sagte: "Die Antwort war auf jeden Fall richtig, hat mir aber nicht weitergeholfen." Ihr Gesicht war freundlich, milde, der Ton versöhnlich. In den Beamten zog wieder Leben ein. Merkel ist eine Herrscherin, die ihre Grausamkeiten nicht auf die Spitze treiben will.

Sie kann furchterregende Gesichter machen, und seltsamerweise passiert das oft, wenn sie Fragen hört. Man fragt also, wie das beim Präsidenten von Amerika oder Angola war oder wie es weitergeht mit der Koalition, und schaut dabei in eine Miene, die eine Bedrohung ist. Die Augen sind zusammengekniffen, das Kinn rückt vor, die Lippen sind schmal und bleich, weil Merkel sie fest aneinanderpresst.

Dann kommt eine freundliche Antwort, auch nach aggressiven Fragen. Das ist ein Rätsel ihrer Mimik, die manchmal verrutscht wirkt, als wären ihr Gemütszustand und ihr Gesicht nicht ordentlich aufeinander abgestimmt. Sie guckt grimmig, ohne grimmig zu sein, und sie weiß das. "Das ist halt meine Art", hat sie dazu gesagt.

Mit ihrer Sprache ist es ähnlich. Ihr verrutschen oft die Sätze, die eine Emotion ausdrücken sollen. Sie hat gesagt, dass sie sich über den Tod von Osama Bin Laden freue, und das war so kalt, dass sie, die Christin, es kaum so empfunden haben dürfte. Zum Abgang von Horst Köhler ist ihr das Kuriosum eingefallen, sie würde den aufs "Allerhärteste" bedauern. Merkel hat keine Sicherheit darin, Gefühle auszudrücken.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sie hat nie Überraschung gezeigt, hat mit allem immer schon gerechnet und findet nichts dramatisch. Sie erzählt sich und ihren Zuhörern die Welt so, dass sie nicht heftig darauf reagieren muss. In ihrer Sprache heißt ein Streit mit der CSU "kleine Ausbuchtungen". Da kann man ja nur gelassen bleiben.

Merkels Dauerauftrag an sich selbst ist die Reduktion, runterdimmen, kleinmachen, entdramatisieren. Das hat den Vorteil, dass die Lage immer beherrschbar scheint, in ihrer Nähe kann Hysterie nicht aufkommen. Aber es hat den Nachteil, dass ihre Politik stumpf wirkt.

Mindestens zwei Spitzenpolitiker der Union haben Angela Merkel in den letzten Monaten ermuntert, eine große, gern auch emotionale Rede zur Lage des Euro zu halten, übertragen vom Fernsehen und vom Radio. Sie wollte das nicht. Sie will auf keinen Fall in eine große Gefühlssituation kommen, als habe sie die Sorge, dazu nicht das Richtige auf die richtige Weise sagen zu können.

Ihren Wahlkampf 2009 führte sie mit Absicht extrem stumpf, damit sich niemand über sie ärgern musste, also nicht ihretwegen für eine andere Partei stimmte. Sie hielt die Emotionen klein und damit auch die Wahlbeteiligung. Darin sah sie einen Vorteil für die Union, und ihre Rechnung ging auf. Aber der Demokratie, die zur Legitimation eine hohe Wahlbeteiligung braucht, hat sie damit einen Bärendienst erwiesen.

Ich habe dreimal bei ihr etwas erlebt, das man einen emotionalen Ausbruch nennen könnte. Einmal ging es um Karl-Theodor zu Guttenberg. Das war im März dieses Jahres, kurz nach seinem Rücktritt als Verteidigungsminister. Er hatte bei seiner Doktorarbeit heftig getrickst. Merkel wurde darauf angesprochen, und normalerweise weint sie Scheidenden keine Träne nach, aber diesmal zeigte sie sich berührt, zeigte eine Mischung aus Wut und Traurigkeit. Wut, weil Guttenberg so geschmäht wurde, Traurigkeit, weil er ihr fehlen würde.

Sie hielt spontan eine kleine emotionale Rede, sie rühmte ihn für sein Talent, Menschen zu erreichen, für seine Gewandtheit auf dem Parkett, sein gutes Aussehen, sie zeigte Freude darüber, dass jemand in ihrer Nähe war, der ein Star ist, nicht ein politischer Star, sondern ein Popstar. Merkel war während dieses Vortrags so bewegt,

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

dass sie die ganze Zeit ein Fadenende an ihrem Ärmelknopf drehte. Am Ende sagte sie, dass "offenkundig die hohe emotionale Kompetenz, Menschen zu erreichen, nicht kombinierbar ist mit bürokratischer Akribie". Ein Satz über Gutenberg, aber er ergibt auch Sinn als Satz über die Unvereinbarkeit von ihren und Gutenbergs Fähigkeiten. An bürokratischer Akribie, an Detailbesessenheit lässt sie sich von keinem anderen Spitzenpolitiker übertreffen.

Sie hatte schon bei anderer Gelegenheit Gutenberg mit den Worten gerühmt, "ich finde das schön, ich kann nicht alles schaffen und abdecken". Er war eine Ergänzung ihrer selbst, war ihr Minister für Emotionen, für politisches Spektakel. Seltsam ist allerdings, dass sie eine emotionale Rede halten konnte auf einen Mann, der die emotionalen Defizite ihrer Politik ausbügeln sollte.

Die Pointe ihrer Kanzlerschaft ist, dass sie einmal eine schwerwiegende Entscheidung aufgrund von Emotionen getroffen hat. Das war der Atomausstieg nach der Katastrophe von Fukushima. Merkel hat erzählt, wie erschüttert sie von diesen Bildern war. Sie sah die rauchenden Meiler auch mit den Augen einer Physikerin, die allen weisgemacht hatte, das Restrisiko sei zu vernachlässigen. Sie musste etwas wiedergutmachen und verordnete ihrer Partei und Deutschland einen Hals-über-Kopf-Ausstieg.

## Bundeskanzlerin als Beruf

Es gibt Kartoffelsuppe, wieder gibt es Kartoffelsuppe. Angela Merkel kocht gern selbst Kartoffelsuppe, aber sie lässt sie auch den Berliner Büroleitern zum Hintergrundgespräch auftischen. Kanzleramt, achter Stock, Speisesaal, Merkel beginnt mit einem kleinen Vortrag, dann folgt eine Fragerunde. Gibt es Kartoffelsuppe, nimmt Merkel einmal nach, "zwei Kellchen", sagt sie dann zum Kellner.

Am 9. September 2010 begann Merkel ihren Vortrag so: "Die Herbstsaison hat begonnen. Es wird ein Schlagabtausch stattfinden, auf den man sich freuen kann."

Am 20. Januar 2011 so: "Dies wird eines der spannendsten Jahre."

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Am 29. August 2011 so: "Es verspricht ja ein interessanter Herbst zu werden."

Freude. Spannung. Interessantsein. Merkel spricht häufig so über ihre Arbeit. Sie ist gern Bundeskanzlerin, Bundeskanzlerin ist ihr Lieblingsberuf. Warum?

Eine Antwort könnte sein, dass sie ihre Positionen oder die Positionen der CDU durchsetzen will. Aber so redet sie nicht. Wenn man ihre Eröffnungssätze betrachtet, erkennt man eine Frau, die sich darauf freut, Aufgaben zu lösen. Je schwieriger diese Aufgaben sind, desto spannender und interessanter findet das Merkel, desto freudiger geht sie ans Werk.

In dieser Hinsicht ist sie mehr Wissenschaftlerin als Politikerin. Zur Politik gehört klassischerweise eine Idee, die man durchsetzen will. Je leichter das ist, desto besser, denn die Belohnung liegt darin, die Welt nach eigenen Vorstellungen zu gestalten.

Ein Wissenschaftler, streng verstanden, will keine Idee durchsetzen, sondern eine Aufgabe lösen. Die Belohnung fällt umso höher aus, je schwieriger die Aufgabe war. So sieht das Merkel. Sie ist Aufgabenlöserin, die Ideen sind nachrangig.

Deshalb fällt es ihr auch leicht, althergebrachte Positionen der CDU zur Familie, zur Kernkraft oder zur Westbindung aufzugeben. Merkel ist mehr Marxistin als Hegelianerin. Sie versucht nicht, die Verhältnisse den Ideen anzupassen, sondern richtet ihre Ideen nach den Verhältnissen. Man kann das auch Pragmatismus nennen oder einfach Wendigkeit.

Einen ihrer seltenen Ausbrüche hatte Merkel, als sie über die Strategie der Grünen nach der Berliner Landtagswahl sprach. Sie fand es unmöglich, dass die Partei darauf bestand, ein Autobahnstück nicht ausbauen zu lassen, womit sie für den Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit als Koalitionspartner ausfiel. Sie könne sich darüber richtig erzürnen, brach es aus Merkel heraus. Ihre Stimme wurde lauter, die Worte strömten schneller, sie war unter Dampf, als sie erzählte, welche Deals die Grünen untereinander und mit der SPD hätten machen müssen, um in der Berliner Regierung zu landen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Es war ein Moment, der die Kanzlerin kompetent zeigte. Sie weiß, wie so etwas geht. Das ist das Politische an ihr: das Streben nach Machtanteilen. Aber es war auch ein trauriger Moment. Ich habe nicht einmal erlebt, wie sie sich in einer Sachfrage ähnlich erregt hat. Es ist keine originelle Erkenntnis, aber eine andere ist nicht möglich: Merkels Leidenschaft gehört dem Machtspiel.

Eine notorisch unüberraschte Aufgabenlöserin mit hohem Machtwillen ist eine unangenehme Gegnerin. Man kann sie kaum zermürben, weil jede neue Schwierigkeit als neue Aufgabe willkommen geheißen wird. Man kann sie kaum zur Verliererin machen, weil mit jedem Kompromiss ihre Aufgabe gelöst ist, sei er noch so faul, wie die Gesundheitsreform oder die Laufzeitverlängerung für Atomkraftwerke.

Merkel arbeitet mit der stahlharten Kraft des Späßes. Sie hat Spaß, wenn sie Akten studiert, sie hat Spaß, wenn sie in ewigen Sitzungen sitzt. Sie genießt noch immer die exotischen Seiten, die ihr die Reisen bieten, zum Beispiel die Staatsjurte in Ulan Bator mit dem Angebot, Stutenmilch zu trinken, oder ein Mittagessen in Nairobi, das eine Mischung war aus Staatsbankett und Disco, rote Tücher in einem Hotelsaal, Lichterketten, grün, weiß, rot, und eine Band, die etwas orgellastig, aber ungemein fröhlich aufspielte. Merkel nippte an ihrem Weißwein und freute sich.

Allerdings gibt es da auch noch die Journalisten, die ständig an ihren Rockschoßen hängen und die sie vielleicht so betrachtet, wie es Peter Handke in seinem Stück "Untertagblues" beschrieben hat: "Und schon wieder ihr. Und schon wieder muss ich mit euch zusammen sein. Halleluja. Miserere. Ebbe ohne Flut. Ihr verdammten Unvermeidlichen." Sie sitzen bei Hintergrundgesprächen in ihrem Speisesaal, in ihrem Kabinetssaal und in der Lounge ihres Flugzeugs.

Die sieht ungefähr so aus, als hätte sie ein orientalischer Waffenhändler einrichten lassen, glänzend lackiertes Edelholz, dicke Polstermöbel, lila Licht, metallgerahmte Bildschirme, die anzeigen, wo die Maschine gerade ist.

Merkel kommt und bietet den Kontrast dazu. In ihren Händen hält sie einen dampfenden Pappbecher mit der Aufschrift: "Schöner wach werden in einem Hotel von HRS". Sie quetscht sich zwischen zwei Journalisten, die Lounge ist zu klein, und sagt: "Also, wir fliegen nach New York, wie bekannt ist." - "So, Mongolei ist das

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Thema." - "So, also guten Tag und herzlich willkommen auf der Afrika-Reise." - "Ja, wir fliegen bekanntermaßen nach Singapur." - "Also, es geht jetzt nach Indien." - "Ja, wir reisen nach Malta und Zypern."

Wer noch nicht mitbekommen hat, wohin die Reise geht, wird von Merkel nicht im Stich gelassen. Sie ist freundlich zu den Journalisten, auch wenn die böse Sachen geschrieben haben, sie ist da ziemlich souverän. Ihr Ton ist distanziert, es gibt keine Nähe, und das ist richtig so. Eine Ausnahme ist Kai Diekmann, der Chefredakteur von "Bild". Wer die Bundeskanzlerin einmal aufgescheucht erleben will, muss sie mit Diekmann erleben. Sie ist dann ganz Ohr und liebenswürdige Betriebsamkeit. "Bild" ist das Massenmedium, auf das sie setzt und vor dem sie Angst hat.

Im Verhältnis zu den anderen Journalisten spürt man eine seltsame Fremdheit, eine Verkrampfung, die sich über die Jahre nicht gelöst hat, obwohl Merkel einmal versuchen wollte, die zu überwinden.

Malta, im Januar. Merkel hat politische Gespräche geführt, hat eine Kirche besichtigt, ein Staatsbankett freudig abgessen und bittet nun, zum Ende eines langen Tages, die Journalisten ihrer Reisegruppe zu einem Hintergrundgespräch. Ihre Mitarbeiter haben Sofas und Stühle so aufgestellt, dass die Journalisten der Kanzlerin gegenüber sitzen.

Sie kommt und ist enttäuscht. Sie habe sich gewünscht, sagt sie, "dass wir mal ungezwungen zusammensitzen". Aber sie hatte an die Bar gedacht, keine Konfrontation, ein Miteinander. Sie versucht es trotzdem: "Was bewegt Sie so?", fragt die Bundeskanzlerin. Rotwein, Knabbereien.

Niemand ist dieser Situation gewachsen. Die, die sonst antwortet, fragt. Und die, die sonst nie privat redet, fragt privat. Aus der geplanten Ungezwungenheit wird etwas Gezwungenes. Niemand kommt heraus aus seiner Rolle, es folgt ein verdruckster Austausch, schließlich ist man bei Guido Westerwelle. Wie ihr Verhältnis zu ihm ist? Merkel hat einen Schluckauf.

Nach einer knappen Stunde steht sie abrupt auf und sagt: "Okay, see you, morgen ist frühe Abreise." Sie geht davon, vorbei an der leeren Bar, sie hat einen spitzen Schritt, eine Art Stechschritt, sie erblickt einen Mitarbeiter und klappt einen

Unterarm hoch zur Begrüßung. Manchmal sieht Merkel aus, als spiele sie einen Roboter.

Das unterschwellige Thema dieses Abends auf Malta war Einsamkeit. Zum Beruf des Bundeskanzlers gehört, das fast jede Beziehung komplett über diese Rolle definiert wird, weil sie so herausragend ist. Man kann nicht mal eben einer Bundeskanzlerin sagen, was einen bewegt.

Diese Gezwungenheit gilt auch für Nichtjournalisten. Wenn Merkel Schuhe kauft, kauft die Bundeskanzlerin Schuhe, damit geht jede Normalität verloren. Die Verkäuferinnen erstarren vor diesen zierlichen Füßen der Macht. Merkel hat erzählt, dass sie deshalb nur ungern Schuhe kaufen geht.

Ihre spontanen Begegnungen mit Bürgern wirken fast immer gehemmt. Als sie im Oktober in Hanoi den Literaturtempel besuchte, sprachen sie mehrere Deutsche an. Die Touristen sagten: "Wir kommen aus Düsseldorf." - "Wir sind aus Thüringen." "Ah, aus Düsseldorf", sagte Merkel. - "Ah, aus dem schönen Thüringen." Die Leute wollen fast immer ein Foto mit Merkel, und Merkel stellt sich zwischen sie und versucht sich an einem Lächeln, das mehr ist als nur schmal. Oft wirkt es befangen.

Ich habe nie erlebt, dass einem Bürger etwas Originelles eingefallen wäre oder einer rechtes Interesse an Merkel gezeigt hätte. Die Bürger sind nur gierig auf das Foto. Bundeskanzlerin ist kein Beruf, der günstig ist für bedeutende menschliche Kontakte.

Die Reise, die auf Malta folgte, führte Merkel nach Asien. In Singapur hat sie eine kleine Party für ihre Reisegruppe organisieren lassen, ein ungezwungenes Beisammensein. Eine schwüle Nacht auf der Dachterrasse des Hotels Fullerton in Singapur, die Lichter einer reichen Stadt, drüben liegt ein gigantisches Schiff quer auf drei Hochhäusern. Es ist nicht wirklich ein Schiff, es sieht nur so aus. So baut man hier eine Spielbank.

Merkel lässt auf sich warten, man schwitzt, trinkt, isst Fingerfood. Peter Löscher, Chef von Siemens und Mitglied der Wirtschaftsdelegation, geht bald. Unten an der Treppe begegnet er Merkel. Sie beschwört ihn inständig, mit ihr wieder da

hochzugehen, als wolle sie auf keinen Fall allein sein mit diesen sperrigen Journalisten.

## Ein deutsches Europa

Am 2. Oktober 2008 flog die Bundeskanzlerin nach St. Petersburg, um sich mit dem russischen Präsidenten Dmitrij Medwedew auszutauschen. Auf dieser Reise fielen Sätze, die damals schon aufhorchen ließen, deren immense Bedeutung sich aber erst in den vergangenen Monaten erschloss.

Die Finanzkrise hatte gerade begonnen, Irland war schon in Not, auch die deutsche Hypo Real Estate begann zu kippen. Damals wurde diskutiert, ob jedes Land seine Bankenkrise selbst bewältigen muss oder ob alle füreinander einstehen. Merkel machte im Flugzeug deutlich, dass es kein deutsches Geld für Irland geben würde.

Damals zeigte sich eine Haltung, die Merkels Politik in den vergangenen drei Jahren geprägt hat. Kein anderer Bundeskanzler hat das, was er für nationales Interesse hält, so sehr zur Richtschnur für sein Handeln gemacht wie Merkel. Auch diese Haltung kommt aus ihrer Gemütslage.

Angela Merkel hat eine doppelte Identität. Das zeigt sich, wenn sie "wir" sagt. Zum Beispiel so: "Wir waren ja auf der Seite Angolas, aus Angola hatten wir sehr viele Arbeitskräfte." Die Bundesrepublik kann damit nicht gemeint sein. Gemeint ist die DDR. Merkel hat ein DDR-Wir. Natürlich hat sie auch ein Bundesrepublik-Wir. Sie hat in dieser Beziehung zwei Wirs.

Das heißt nicht, dass Merkel keine deutsche Patriotin wäre. Sie ist eine. In ihrem ersten Wir war schon die Sehnsucht nach der Bundesrepublik drin, aber nicht die Sehnsucht nach Europa. Ihr träumerischer Blick übersprang den Westen des Kontinents und richtete sich direkt auf Amerika. Dort wollte sie unbedingt hin, von dort kamen die Jeans, die sie in der DDR ersehnte, Levi's.



Europa ist für Merkel historisch ein Niemandsland zwischen ihren beiden Sehnsuchtszielen, sie hat es erst allmählich in ihr zweites Wir aufgenommen. Sie ist Europäerin, aber ohne Herzergriffung, ohne Emotion.

Wenn sie von ihrer Euro-Politik erzählt, erwähnt sie oft ihren Amtseid. Sie habe geschworen, Schaden vom deutschen Volk abzuwenden. Das ist ihre Aufgabe, sie will deutsches Geld schützen.

Sie will auch, dass die Euro-Zone und die EU stärker zusammenwachsen. Das will sie aus nationalem Interesse, aber nicht, um Deutschland in die Interessen der anderen einzufügen, wie das bei ihren Vorgängern Konrad Adenauer oder Helmut Kohl der Fall war. Sie will ein Europa, das Deutschland nützlich ist.

Als Angela Merkel Ende Mai nach Indien reiste, tat sie das mit viel Respekt. Sie mag den Ministerpräsidenten Manmohan Singh, den sie für einen altersweisen Mann hält. Sie spricht so warm über ihn wie über keinen anderen Kollegen, beinahe töchterlich warm und respektvoll. Ihr Respekt kommt aber auch daher, dass Indien so groß ist. Sie sagte schon auf dem Hinflug, ihr Ansatz sei nicht, "da hinzukommen und zu sagen, wie man mit 1,2 Milliarden Menschen umgeht".

Sie redet oft über solche Zahlen. In letzter Zeit rechnet sie gern vor, dass kein europäisches Land mehr als zwei Prozent der Weltbevölkerung stellt, dass man zusammen auf sieben Prozent komme, was auch nicht viel sei.

Sie sieht die Macht hinter diesen Zahlen. Und sie will Deutschland eine halbwegs mächtige Rolle in der kommenden Welt sichern, der Welt Chinas, Indiens, Brasiliens, der Welt der großen Völker. Früher waren Zivilisationsstufe, Technisierung und Kriegsfertigkeiten entscheidend. Je geringer die Unterschiede werden, desto mehr zählt die Zahl.

Merkel sieht die Lage so: Deutschland ist wirtschaftlich stark genug, um auch künftig auf den Weltmärkten eine große Rolle zu spielen. Sie will das mit politischer Macht absichern, damit Deutschland nicht zum Gewerbegebiet von China wird. Diese Macht gibt es nur über die Zahl, und dafür braucht sie Europa.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Aber sie braucht nicht irgendein Europa, eines, das Deutschland durchschleppen muss, überschuldet, lahm, rückständig. Sie hat dafür den Begriff geprägt, Europa dürfe nicht "eine Art Partialmuseum" werden. Was immer das genau heißt, sie ist manchmal nicht leicht zu verstehen in ihren Wortschöpfungen - auf jeden Fall heißt es nichts Gutes.

Deshalb sollen sich die anderen Länder anstrengen, um halbwegs so zu sein wie Deutschland, also fit werden für den Weltmarkt, und mit diesen erstarkten Nachbarn will sich Deutschland zu einem starken Europa enger zusammenschließen. Ziel von Merkels Politik ist also in gewisser Weise eine Deutschland-Vergrößerung, diesmal mit friedlichen Mitteln.

Am Donnerstag war sie in Frankreich, Präsident Nicolas Sarkozy treffen. Der italienische Ministerpräsident Mario Monti war auch dabei. In der Pressekonferenz erklärt sie die kommende Finanzpolitik, und Sarkozy misst sie dabei zweimal mit einem ernsten Blick, der vom Gesicht bis zu den Schuhen wandert und zurück. Dann redet er und erzählt, wie die beiden miteinander Politik machen, sich fast täglich abstimmen, sich nicht immer einig sind, und manchmal erkläre ihm die Bundeskanzlerin "in langen Sätzen" den deutschen Ansatz, und Merkel ist da schon amüsiert, und Sarkozy erzählt einen Witz, und sie lacht und freut sich ein Loch in den Bauch über diesen drolligen Mann neben ihr. Großes Getuschel, Gekicher und Geherze beim Abschied. Es ist nicht Liebe, aber gewiss auch nicht Hass.

Sarkozy ist das Gegenteil von Merkel, er ist die leibhaftige Unruhe einer Uhr, er redet und redet und sprüht vor Emotionalität. Manchmal, in den Verhandlungspausen, hört ihn die deutsche Delegation seine Mitarbeiter anbrüllen. Wenn er wieder bei Merkel sitzt, schwankt er zwischen Galanterie und Überredungsfuror. Die beiden schenken sich nichts.

Ich habe nicht einmal erlebt, dass Merkel über Sarkozy gelästert oder gespottet hat, und sie ist eine große Spöttlerin. Wo er zu viel rede, rede sie zu wenig, sagte sie einmal, was er anders zu sehen scheint, siehe die "langen Sätze".

Sie habe Konflikte mit ihm, sagt Merkel, aber ihre Treffen seien "getragen von einem tiefen Verständnis und der Überzeugung, dass man immer wieder

zusammenfinden muss", außerdem von dem "tiefen Gefühl, es geht weiter". Sie hat einen ähnlichen Satz einmal über Guido Westerwelle gesagt, als der noch ihr Vizekanzler war. Es sind Sätze ohne Wärme, durchdrungen von Professionalität. Sie ist manchmal genervt, aber unerbittlich konstruktiv. Hier spricht die Aufgabenlöserin.

Sarkozy ist der dominante Typ, aber Merkel hat die dominante Wirtschaft im Rücken. Er möchte deutsches Geld und deutsche Bonität für die Rettungsaktionen, sie möchte möglichst wenig davon hergeben. Er bekommt weniger, als er will, sie gibt mehr, als sie wollte.

Merkels Problem ist, dass sich die beiden Ansätze ihrer Strategie schwer vereinbaren lassen: einerseits deutsches Geld beisammenhalten, andererseits ein deutsches Europa bauen. Sie versucht daher, sich so lange wie möglich gegen gemeinschaftliche Lösungen zu wehren, die deutschen Leistungen also niedrigzuhalten, um schließlich doch einzulenken, damit es mit Europa weitergehen kann.

Sie hat gleich zu Beginn der Krise einen großen Fehler gemacht. Sie hätte eine Rede halten müssen mit dem Inhalt: Wir sind gute Europäer, wir werden alle Instrumente einsetzen, die nötig sind, um die Krise zu lösen. Wir können jetzt aber noch nicht sagen, welche Instrumente das sein werden, weil wir den Verlauf der Krise nicht kennen.

Dies wäre ein offener Ansatz gewesen. Sie hat sich für einen geschlossenen Ansatz entschieden. Das wirkte dann so, dass ihr die Instrumente immer wieder abgehandelt werden mussten oder sie verspätet zu der Einsicht kam, sie anzuwenden. Ihre Krisenpolitik konnte damit nie souverän erscheinen und damit auch nicht besonders vertrauenswürdig.

Über einen Schuldenschnitt für Griechenland hat sie sich noch im Juli skeptisch geäußert. Dies war ohnehin der Monat, in dem sie das einzige Mal unsicher wirkte und davon redete, dass sie selbst manches nicht verstehe. In Kenia besuchte sie ein Forschungszentrum für Nutztierhaltung, Kittel an, Biologie, Rindviecher, Kittel aus. Am Ende des Rundgangs warteten die Unvermeidlichen und fragten nach dem Euro. Merkel guckte furchterregend, und diesmal passte ihr Gesicht wohl zu ihrem

Gemütszustand. Kein Wort, nur dieser Blick. Sie stürmte zu ihrer Limousine, verschwand darin, brauste davon.

Nach der Sommerpause trat sie wieder gefestigt auf. Sie hatte sich zu einem Schuldenschnitt durchgerungen. Als sie ihn im Oktober in Brüssel bei den Banken durchsetzte, sah sie aus wie eine Siegerin, aber das war auch ein Sieg über sich selbst. Mit den Euro-Bonds könnte es ähnlich kommen.

Merkels Politik der Deutschland-Vergrößerung ist nur möglich, weil ihr Gemüt so ist, wie es ist, leise, bescheiden, samtpfotig, eine Patriotin ohne Pathos, weshalb man gar nicht so richtig merkt, wie national orientiert ihre Politik ist. Dass sie sich aber traut, nur 66 Jahre nach Kriegsende ein deutsches Dominanzprojekt in der Euro-Zone zu verfolgen, spricht für historische Unbekümmertheit.

Sie ist keine Politikerin, die ihren Ansatz stark aus der Geschichte bezieht. Über historische Linien habe ich sie nur einmal reden hören, da ging es um kommunistische Geschichtsphilosophie. Die Vorsitzende der Linken, Gesine Löttsch, hatte gesagt, dass der Kommunismus ein Ziel ihrer Partei bleibe.

Merkel flog da von Malta nach Zypern, stand im Flugzeug und erklärte, warum der Kommunismus ein Geschichtsziel brauche. Ihre Zuhörer, fast alles Westdeutsche, staunten über die Kenntnisse dieser Kanzlerin. Das erste Wir war aktiviert bei ihr.

Sie kann nicht in einer Weise Geschichtspolitik machen wie Helmut Kohl oder Willy Brandt, die sich auf kollektive Erfahrungen von Krieg und Nachkriegszeit berufen haben. Für einen großen Teil ihrer Lebensgeschichte, das Arrangieren mit der Unfreiheit, ist nur der deutsche Osten erreichbar, der Westen betrachtet das gleichgültig oder misstrauisch.

Merkel macht zeitgenössische Politik wie kein anderer Bundeskanzler vor ihr, kleine Schritte im Hier und Jetzt, gedacht aus dem Hier und Jetzt. Vielleicht kann man so den Euro retten. Aber ein Europa, das mehr ist als ein Wirtschaftsraum, entsteht so nicht.

Eine Zwischenbilanz

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Es geht ihr gut, es geht ihr sehr gut. Der Euro ist weit weg, der schwierige Horst Seehofer auch, Angela Merkel verbringt Zeit mit einem Mann, den sie wirklich mag.

Er ist deutscher Touristenführer in Hanoi, er zeigt ihr den Literaturtempel, und er hat eine sanfte, milde Art, ihr sein Wissen zu vermitteln. Sie stehen unter einem Torbogen, er zeigt ihr eine alte Medaille, in die Kalendertierzeichen geprägt sind. Merkel sagt mit dem freudigen Stolz der Wissenden, "wir sind ja im Jahr des Hasen".

Eine Bundeskanzlerin will natürlich zeigen, dass sie auch etwas weiß. Sie weiß das mit dem Hasen spätestens seit der Bundestagsdebatte zum Euro anderthalb Wochen zuvor, als ihr möglicher Herausforderer Peer Steinbrück, SPD, seine Rede mit dem Kalauer beendet hat, die Regierung verhalte sich entsprechend dem chinesischen Kalender, also hasenfüßig.

"In China ist das Jahr des Hasen", sagt der Touristenführer, "in Vietnam ist das Jahr der Katze."

"Ah, der Katze", sagt Merkel.

Hanoi ist die Hauptstadt von Vietnam, aber die Bundeskanzlerin bleibt gutgelaunt. Der Touristenführer hat das nachsichtig gesagt, nicht belehrend. Die beiden gehen weiter, machen halt vor riesigen steinernen Schildkröten, die steinerne Tafeln tragen.

Es ist heiß, alle schwitzen, und die vietnamesischen Begleiter drängen Merkel, Schluss zu machen, es kommen noch politische Termine. Aber Merkel will nicht, sie will weiter mit diesem sanften, gebildeten Mann durch den Literaturtempel ziehen, und das setzt sie auch durch.

Es geht nicht um Eros, überhaupt nicht, es geht um Wohlfühlen. Merkel hat sich mit diesem Mann und an diesem Ort sehr wohl gefühlt. Es war die einzige Gelegenheit, bei der ich dabei war, in der die Bundeskanzlerin über einen längeren Zeitraum einer Stimmung folgte, einem emotionalen Gemütszustand, und dabei nicht auf ihre Pflichten achtete.

Merkel hat selbst den Eindruck, dass sie rumrennt "wie bekloppt", dass sie rumrennt "wie ein Vollidiot". Sie hat manchmal eine etwas derbe Ausdrucksweise,

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

gemeint ist, dass sie sehr viel arbeitet, aber sie hat nichts dagegen, auch wenn das so klingen mag.

Wenn sie von Freizeit redet, redet sie von "Stücken Freizeit", in denen sie am Wochenende ungestört ein Buch liest oder kocht und dabei ausnahmsweise nicht mit dem Regierungssprecher telefoniert. Seibert kennt ihre Stimme mit klappernden Kochtopfdeckeln im Hintergrund.

Eine ihrer Stärken ist diese Hingabe an ihren Beruf, ihre große Ernsthaftigkeit. Ich habe von ihr nicht einmal eine dieser grässlichen Politikerfloskeln gehört: "Mein Job ist nicht vergnügungsteuerpflichtig." - "Ich muss das hier nicht machen." Merkel muss das machen, sie will das tun, was sie tut, und nichts anderes. Für eine Bundeskanzlerin ist das eine angemessene Haltung.

Ihre Intelligenz ist eine Stärke, das weiß man ja. Aber man fragt sich doch, wie sie bei dieser Intelligenz eine solche Fehlleistung abliefern konnte wie die längeren Laufzeiten für Kernkraftwerke. Es ist eine Intelligenz, die sich vor allem damit belohnt, dass es überhaupt ein Ergebnis gibt. Das ist wenig für eine Intelligenz, die als erheblich gilt.

Politik ist ohnehin nicht nur Ergebnis, Politik ist auch Prozess. Merkel hat ihre Koalitionen nie so steuern können, dass sie halbwegs harmonisch wirkten, sie konnte keinen guten Geist stiften. Vielleicht hätte mal eine emotionale Rede im Kabinett geholfen.

Demokratie ist die Regierungsform, die den Mitmenschen braucht. Er muss motiviert werden, um eine Regierung oder das politische System zu tragen. So ganz ohne emotionale Ansprache geht das nicht. Die Demokratie hat mit Merkel dürre Jahre erlebt, und dahinter steckt ein großes Versäumnis.

Ihre Kanzlerschaft steht auch unter dem Eindruck ihrer Hemmungen. Öffentliche Kommunikation ist ihr Problem, aber Kommunikation ist extrem wichtig in einer Demokratie, weshalb Merkel bei allem Einsatz nur eine halbe Kanzlerin ist. Wäre sie in der Öffentlichkeit hin und wieder so wie im kleinen Kreis, wäre Deutschland und Europa geholfen.

Für ihr Bild in den Geschichtsbüchern ist aber nur noch entscheidend, wie sie die europäische Krise meistert, und das ist noch nicht absehbar. Wenn es ihr mit ihren Kollegen gelingt, neues Vertrauen in den Euro zu stiften und dabei Europa zusammenzuhalten, werden die Historiker im Rückblick finden, dass Merkel es insgesamt gut gemacht hat, ansonsten wird sie die Kanzlerin des zerbrochenen Euro gewesen sein.

Für den Moment hängt ein Urteil über sie auch von den Alternativen ab. Würde ein anderer diesen Job besser machen? Frank-Walter Steinmeier, SPD, ist ein ähnlicher Typ wie sie, genauso Thomas de Maizière, CDU. Die Demokratie würde mit ihnen womöglich genauso ausgedorrt wirken. Peer Steinbrück ist ein emotionaler Typ, aber er hat ein Problem mit der Ernsthaftigkeit und könnte über seine Worte und Selbstinszenierungen stolpern. Es fehlt der ideale Rivale, auch deshalb sieht Angela Merkel im Moment so unangefochten aus.

Und nun, zum Schluss, doch noch ein Staatsgeheimnis. Die deutsche Bundeskanzlerin, Frau Dr. Angela Dorothea Merkel, hat in der Staatsjurte von Ulan Bator an der Stutenmilch nicht genippt.

## Uwe Mundlos und ich

*Der Thüringer Neonazi war 16, als die DDR unterging. Genauso alt wie unsere Autorin. Eine Betrachtung über die Generation der Nachwendekinder und die neue Mauer in der Gesellschaft.*

Sabine Rennefanz, Berliner Zeitung, 31.12.2011

Es war an einem Abend im Dezember, ein paar Kollegen saßen zusammen in einem Lokal in Berlin-Kreuzberg, es gab Gänsebraten, Rotwein. Wir kamen auf die Mordserie der Neonazis aus Jena zu sprechen. Doch es ging nicht nur um Uwe Mundlos, Uwe Böhnhardt und Beate Zschäpe, die zehn Menschen getötet haben. Es ging sofort um viel mehr.

„Tja“, sagte ein Kollege, der beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk arbeitet, „der Osten ist halt braun.“ Eine Kollegin von einer überregionalen Zeitung stimmte ihm zu. Sie hatte auch gleich eine Erklärung. Das liege an den Familien in der DDR, an dem staatsverordneten Antifaschismus, der mangelnden Kommunikation. „Die Menschen in der DDR haben sich doch nie mit der Nazizeit auseinandergesetzt, da wurde doch in den Familien nicht drüber geredet.“

Es fiel mir schwer, ruhig zuzuhören, mir war auf einmal heiß, mein Gesicht brannte. Ich kannte die Kollegen nicht so gut. Doch ich wusste, dass sie im Westen groß geworden sind. Ich fragte mich, woher sie wissen wollen, was in Familien in der DDR beredet wurde.

Mir fiel Günter Grass ein, der Nobelpreisträger, der als junger Mann in der Waffen-SS gewesen war. Darüber hat er doch auch erst vor wenigen Jahren gesprochen. Ich erwähnte das, aber die Kollegen wollten nicht über Grass reden. Sie tauschten Anekdoten über Ausflüge in die Umgebung von Berlin aus, die ja sehr schön sei, wenn nur nicht die Menschen wären.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ich fühlte mich so wie Anfang der Neunzigerjahre, als ich in Hamburg lebte und nur ungern sagte, woher ich kam. Aus dem Osten zu sein, das bedeutete, das falsche Leben gelebt zu haben. Manchmal sagte ich es. „Du siehst gar nicht so aus“, hörte ich dann. Es war anerkennend gemeint, das machte den Satz noch schlimmer.

Ich saß in dieser Kneipe in Kreuzberg, und die Mauer stand wieder, als wäre die Einheit nicht passiert, als würde der Osten nicht dazugehören. Jetzt kommen sie wieder, die Artikel über die rote Diktatur, den Töpfchen-Terror in den Krippen, über die Berufstätigkeit der Mütter, die autoritäre Erziehung. Je länger die DDR zurückliegt, desto holzschnittartiger wird die Wahrnehmung.

Drei Wochen, nachdem Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt am 4. November 2011 in einem Wohnwagen in Eisenach tot aufgefunden wurden, lese ich in der Süddeutschen Zeitung einen Artikel unter der Überschrift „Das Gift der Diktatur“. Darin wird behauptet, die Terrorserie sei ein Rachezug der postsozialistisch erzogenen Jugendlichen gegen die pluralistische Gesellschaft im Westen.

Schon nach den ersten Sätzen fällt es mir schwer, weiterzulesen. Schuld seien die Eltern, so die These, weil sie den Kindern kein Mitgefühl und keine Emotionen vermittelt haben. „Wer diese Welt im Rückblick betrachtet, stößt bisweilen auf eine erstaunlich niedrige Betriebstemperatur bei der Aufzucht des Nachwuchses.“ Wieder so ein vernichtender Satz. Er klingt so eisig.

Ähnlich klingt das bei Klaus Schroeder, einem Historiker und Politikwissenschaftler, der an der FU Berlin lehrt. „Verwahrlosung, höhere Gewaltbereitschaft und fremdenfeindliche Einstellungen waren schon im Kern vor 1989 in der DDR stärker ausgeprägt als in der Bundesrepublik“, schreibt er in einem Beitrag für den Tagesspiegel. Er führt das Neonazi-Potenzial auf die Vollerwerbstätigkeit der Mütter und die Einbindung in „staatliche Institutionen“ zurück. Staatliche Institutionen, das klingt, als wären Kinderkrippen Gefängnisse gewesen. Ausbildungslager für kleine Neonazis. Das Tora-Bora des Ostens.

Als kürzlich die Bilder aus Nordkorea nach dem Tod von Kim Jong Il gesendet wurden und die Menschen dort demonstrativ weinten, stellte ich mir vor, dass die

Westdeutschen wahrscheinlich denken, dass die DDR auch so war, dass wir auf Befehl weinen mussten, als Walter Ulbricht starb.

Es wird selten genau hingeschaut, lieber werden Klischees aufgewärmt. In einem ZDF-Fernsehbericht fährt der Schriftsteller Steven Uhly mit dem Zug von München nach Jena. Nach fünf Stunden verlässt er die „Angstzone Ost“, so der Text aus dem Off. In einem Artikel der taz, in dem darüber geschrieben wurde, dass das Jenaer Trio auch im Westen Unterstützer hatte, ist von westdeutschen und ostdeutschen Nazis die Rede, als ob es einen großen Unterschied gäbe.

Eine Zeit lang gab es die neuen Länder, jetzt gibt es nur noch Ostdeutschland, und dieses Land ist für viele Westdeutsche ein fremder Planet. Was ist dieses Ostdeutschland? Was ist seine Sprache? Hat es eine eigene Nationalhymne, ein eigenes Fußballteam? Ist es ein Krisengebiet, wie Spiegel Online kürzlich titelte?

Ostdeutscher zu sein ist ein Label, das an einem klebt, das man nicht los wird, selbst wenn man sich bemüht. Man ist immer Ostdeutscher, auch wenn man nach Hannover zieht, wie einer der Unterstützer der Nationalsozialistischen Union von Uwe Mundlos. Er ist vor vielen Jahren aus Jena in den Westen gezogen, bleibt in den Medien aber der „ostdeutsche Neonazi“.

Christa Wolf ist auch immer die Ostdeutsche geblieben. In einem Nachruf im Spiegel wird sie als „DDR-Repräsentantin“ beschrieben, um literarische oder gesellschaftliche Relevanz für das vereinte Deutschland geht es nicht, stattdessen wird ihr Tod genutzt, daran zu erinnern, wie das Blatt im Jahr 1993 Wolfs kurze Stasi-Tätigkeit Ende der Fünfzigerjahre dokumentierte. Die Stasi, das ist das, was bleibt.

Selbst wenn man deutsche Bundeskanzlerin wird, bleibt das Label. Wenn Angela Merkel was falsch macht, wenn sie zögert, Risiken scheut, dann ist sie ganz schnell wieder die angepasste Ostdeutsche. □ Es ist immer der gleiche Reflex: Sobald ein Problem in Ostdeutschland auftritt, wird es zu einem „ostdeutschen“ Thema. Man stelle sich das umgekehrt vor: Die großen Kindesmissbrauchsskandale wurden in Hessen und in West-Berlin aufgedeckt Trotzdem gilt die Pädophilie nicht als westdeutsche Spezialität.

Der Ostdeutsche wird zum Fremden gemacht, genauso wie der Türke. Beide machen den Westdeutschen nur Ärger, stören die Idylle. Der Ostler verprügelt Türken, und der Türke verprügelt seine Frau und seine Töchter. Merkwürdigerweise gibt es keine Solidarität unter Migranten und Ostlern, nur Eifersucht. Im Maxim-Gorki-Theater schimpfte im vergangenen Jahr die Schauspielerin Pegah Ferydoni über die „Millionen schlecht integrierten Osis“. Die Westdeutschen schauen amüsiert aus der Distanz zu. Sie müssen nicht über sich selbst nachdenken.

Uwe Mundlos war 16, als die Mauer fiel. Er war 18, als er seine Lehrstelle zum Datenverarbeitungskaufmann beim Optikunternehmen Carl Zeiss verlor. Das erzählt sein Vater im Spiegel. Danach hat Uwe Mundlos 21 Jahre im vereinigten Deutschland gelebt. Wie ist er zu dem Menschen geworden, der mutmaßlich an der Erschießung von zehn Menschen beteiligt war? Was machte ihn zum kaltblütigen Nazi? War es die DDR? War es die Nachwendezeit? Warum spricht niemand darüber?

Ich war 15, als die Mauer fiel, fast genauso alt wie Uwe Mundlos. Als Mundlos seine Lehrstelle verliert, sich die langen Haare abschneidet und Springerstiefel anzieht, gehe ich zur Schule in Eisenhüttenstadt. Wir sind die Generation, die mitten in der Pubertät zwischen zwei Staaten hängt.

Ein Jahr zuvor bei der Jugendweihe hatte ich noch Treue auf die DDR geschworen, halbherzig. Es hatte Ärger mit der SED-Kreisleitung gegeben, weil ich in meiner Rede ein Zitat von Erich Kästner verwendet hatte. „Nur wer erwachsen wird und Kind bleibt, ist Mensch.“

Jetzt war die DDR weg. Es war kein perfektes Land, aber es war das einzige, das ich kannte. Wir hatten nun alle Freiheiten, doch was war das, Freiheit? Ich habe bis zu meinem 18. Lebensjahr fast nur in Büchern gelebt, die meistens im 19. Jahrhundert spielten, im Lübeck der Buddenbrooks, im Paris von Maupassants Bel Ami, im London von Oliver Twist. Mann, Maupassant, Dickens, das waren meine Helden. Nicht unbedingt eine gute Vorbereitung auf das Deutschland von Helmut Kohl.

Im Supermarkt gab es Zott-Joghurt und Coca Cola, auf den Straßen fuhren Opels und BMWs zwischen den Trabis und Wartburgs. Sonst blieb alles beim Alten. Es gab eine große Leere. Im Frühjahr 1990 war der Staatsbürgerkundelehrer von einem Tag

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

auf den anderen verschwunden. Ohne Erklärung. Staatsbürgerkunde hieß nun Politische Bildung, der neue Lehrer war der alte Deutschlehrer. Die Westler, die nach Eisenhüttenstadt kamen, waren Versicherungsvertreter, Immobilienmakler und amerikanische Mormonen, die durch die Straßen liefen und fremde Menschen ansprachen. Sonst kam niemand.

Die Familie war keine große Hilfe. Meine Eltern verloren ihre Arbeit, sie hatten mit sich zu tun. Sie waren keine SED-Mitglieder, aber auch keine Dissidenten gewesen. Sie hatten versucht, ein anständiges Leben zu leben. Sie wussten auch nicht, wie es weitergeht. Sie hatten keine Freunde bei einflussreichen Stellen. Sie hatten auch kein Geld, um mir mein Studium zu finanzieren. Bafög kannten sie nicht. Die Anträge mit den vielen Seiten machten ihnen Angst.

1994 ist das Jahr, als Uwe Mundlos sich langsam von der Familie löst. Mit Kameraden organisiert er in Chemnitz ein Treffen zum Todestag von Rudolf Hess, dem Stellvertreter von Hitler. Die Stadt hatte ein Verbot erlassen, Uwe Mundlos wird festgenommen. Die Kriminalpolizei klingelt bei seinen Eltern. Sein Vater sucht ihm eine Wohnung im Dorf. Er habe gehofft, dass sein Sohn dort zur Besinnung käme, sagt er im Spiegel.

Im selben Jahr driftete ich ab. Ich war nach Hamburg zum Studieren gezogen. Ich kannte niemanden. Ich zog in eine WG mit einer Frau. Sie war ein paar Jahre älter, eloquent, selbstbewusst, eine Modedesignerin. Ihr Freund war Polizist, sie hatten sich in Südafrika auf einem Missionseinsatz kennengelernt, sie wollten im Sommer heiraten. Sie waren ein schönes Paar, sie sahen aus wie Schauspieler.

Sie nahm mich mit in eine Kirchengemeinde, die so ganz anders war als das, was ich aus der DDR kannte. Es gab viele junge Leute, die Musik wurde mit Gitarre und Bass gespielt, zum Singen hoben alle die Hände, von der Predigt waren einige so gerührt, dass sie umfielen. Es war Action, große Emotionen. Ich blieb. Und kam wieder. Ich ließ mich taufen, ich organisierte Jugendgottesdienste.

Und auf einmal hatte ich eine Heimat. Ich lehnte Sex vor der Ehe ab, fand praktizierte Homosexualität Sünde und hatte fast nur Freunde, die auch so dachten. Mit einem Mann zusammen zu sein, der kein bibeltreuer Christ war, das war nicht

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

erlaubt. Manchmal zweifelte ich. Aber dann sah ich meine Mitbewohnerin und ihren Freund, die beiden waren so stark und erfolgreich, Westler noch dazu, es konnte gar nicht falsch sein.

Was hat das alles mit Uwe Mundlos zu tun? Nichts, auf den ersten Blick. Aber wir hatten die Sehnsucht nach Radikalität gemeinsam, nach einem klaren Weltbild. Wer sich als Jugendlicher in der Nachwendezeit abgrenzen wollte, hatte es nicht so leicht, eine Protestkultur zu finden. Links wie die Westkinder konnte man nicht werden. Die sozialistischen Floskeln, das große Pathos hatten mich schon in der DDR gestört.

Als Mundlos anfing, regelmäßig Nazi-Kundgebungen zu besuchen, Parolen zu grölen, Fahnen zu schwenken, zog ich mich auch in meine neue Welt zurück. Ich las fast nur noch christliche Bücher, die Bibel, die Luther-Übersetzung, die Einheits-Übersetzung, die King-James-Übersetzung auf Englisch. Ich war voll dabei, meine Mitbewohnerin war stolz auf mich. Wahrscheinlich war ich der ideale Fang, wahrscheinlich kursieren Lehrvideos für Missionare über mich: „How to catch an Ossi“. Schließlich wollte ich selbst Missionarin werden.

Im Sommer 1996 wurde gegen Uwe Mundlos ermittelt, weil er eine Puppe mit Bombenattrappe und Davidstern über eine Brücke gehängt haben soll. Er wurde dauernd verhaftet, kontrolliert. „Sie fühlten sich diskriminiert, das hat ihnen Legitimation verschafft“, sagt sein Vater, Siegfried Mundlos.

Im Sommer 1996 reiste ich nach Russland. Ich verteilte mit drei finnischen Missionaren Brot und Bibeln. Es ist eine Ironie, dass es mich ausgerechnet nach Russland zog, ins ehemalige Bruderland. Die einstigen sozialistischen Brüder und Schwestern wollten aber keinen Heiland. Ich blieb nur einen Sommer lang.

Ich habe eine Religion durch eine andere ersetzt. Jesus hieß mein neuer Lenin. Mit dem Unterschied, dass ich diesmal mit vollem Herzen dabei war. Es war nicht besonders cool, Bibeln zu verteilen, lange Röcke zu tragen, vor dem Essen zu beten, aber es war anders und schockierend. Eine Freundin aus der Schulzeit machte sich Sorgen, sie schrieb mir einen Brief, darin steckte ein Flugblatt mit einer Warnung vor

fundamentalistischen christlichen Gemeinden. Mich machte das ein wenig stolz. Ich war auf einmal gefährlich.

Der Vater von Uwe Mundlos hat immer wieder gehofft, dass es bei seinem Sohn nur eine pubertäre Phase ist, eine Kinderei. Hätten die Eltern das Abdriften verhindern können? Er habe es versucht, sagt Mundlos im Spiegel. Er sei mit seinem Sohn ans Meer gefahren, als er hörte, dass Nazibands in der Nähe spielen. Er habe Uwe Mundlos und seine Freundin Beate Zschäpe zum Campingurlaub nach Mecklenburg gefahren. Auf die Frage, ob er sich Vorwürfe mache, sagt er: „Jeder Mensch hat ein gewisses Eigenleben. Ich konnte nichts dagegen tun.“

1998, als die Polizei die Garage mit 1,4 Kilogramm Sprengstoff findet, eskaliert die Situation: Uwe Mundlos, Uwe Böhnhardt und Beate Zschäpe tauchen unter. 1998 war auch für mich ein wichtiges Jahr, vielleicht das wichtigste seit 1989. An der Universität lernte ich einen Kommilitonen kennen. Ich verliebte mich, wir kamen zusammen. Der Mann hatte mit Kirche nichts zu tun.

Aus Sicht der Gemeinde hatte ich nun die Regeln gebrochen. Ich durfte keine Gottesdienste mehr organisieren, meine Freunde gingen auf Distanz. Die Beziehung zu dem Mann hielt nicht lange, für mich war sie trotzdem ein Wendepunkt. Ich wollte mein persönliches Leben von keiner Gruppe, keiner Partei, keinem Klub kontrollieren lassen. Ich hatte meine Freiheit gefunden. Ich studierte zu Ende, fand eine Stelle in einem großen Verlag. Ich kam langsam an in der bundesdeutschen Realität.

Ich lernte ein Land voller Angst und Selbstillusionen kennen, ein Land, das so tat, als seien die Millionen Ausländer gar nicht da. Deutschland sei kein Einwanderungsland, es sei viel zu dicht besiedelt, sagte der CDU-Innenminister Manfred Kanther im Jahr 1996. Selbst nach den mörderischen Anschlägen von Mölln und Solingen, von Rostock und Hoyerswerda, wurde der Mythos aufrechterhalten.

Keiner meiner westdeutschen Kollegen hatte in den späten Neunzigerjahren türkische oder arabische Freunde. Auf Partys blieb man unter sich. Fatih Akin durfte seine Filme drehen, sonst sollten Türken bitteschön unsichtbar sein. Das Multikulti-Gerede war schon immer verlogen. In Deutschland, lernte ich, misstraut jeder dem anderen, der nicht so ist wie er selbst.

Erst viel später, als ich in London lebte, verstand ich, was Multikulti bedeuten kann. Das Zusammenleben fremder Kulturen war der Normalzustand, nicht immer nur friedlich, aber kein Grund zur permanenten Hysterie. Jeder kann leben, wie er will, solange die Gesetze eingehalten werden. Pakistanische und indische Einwanderer-Kinder bezeichnen sich selbstverständlich als britisch.

Es gibt Ärzte mit Turban, Polizistinnen mit Hijab, der traditionellen muslimischen Kopfbedeckung. Selbst nach den Anschlägen von 2005 reagierte die Bevölkerung besonnen. Muslime und Nicht-Muslime wandten sich gemeinsam gegen Gewalt. Die Gelassenheit im Umgang mit dem Fremden, die Verachtung von Ideologie, die hohe Wertschätzung individueller Bürgerrechte, die die alte Kolonialmacht Großbritannien hat, all das fehlt den Deutschen.

Die Historikerin Karin Hunn hat ein Buch über 50 Jahre Einwanderung geschrieben. Sie sagt, dass es in der Bundesrepublik seit Langem eine ausgeprägte Türkenfeindlichkeit gab. Sie begann in den Achtzigerjahren, als deutlich wurde, dass die Einwanderung Kosten verursachen würde. „Die frühen 80er-Jahre markieren den Beginn massiver Türkenfeindlichkeit, es ist die Zeit der Türkenwitze, der verbalen Gewalt und des Rückkehrförderungsgesetzes.

Ab Ende der 70er wird aus dem Ausländer- das Türkenproblem. Sie waren es eben auch, die blieben, während andere gingen: die Griechen, die Spanier“, schreibt Hunn. 1980 gab es in München einen Anschlag auf das Oktoberfest. Der rechtsradikale Attentäter gehörte zur Wehrsportgruppe Hoffmann, die Anfang 1980 verboten worden war, 13 Menschen starben.

30 Jahre später sind die Deutschen nicht viel weiter. Fast jeder Zweite sagt, es lebten zu viele Ausländer in Deutschland. Jeder Dritte hält Obdachlose für arbeitsscheu. Das sind die Ergebnisse, die der Soziologieprofessor Wilhelm Heitmeyer in einer Erhebung im Jahr 2011 zusammengetragen hat.

Er hat auch herausgefunden, dass 53 Prozent der Befragten Probleme damit hätten, in eine Gegend zu ziehen, in der viele Muslime wohnen. Das ist ein Anstieg von sechs Prozent im Vergleich zu 2004, schreibt Heitmeyer in seiner Langzeitstudie

„Deutsche Zustände“. Besonders im linken politischen Milieu habe die Islamfeindlichkeit zugenommen.

Die jungen Ostdeutschen wuchsen in den Neunzigerjahren nicht im luftleeren Raum auf. Es gab eine fremdenfeindliche Stimmung mit der Debatte über das neue Asylgesetz. 1993 wurde das Asylrecht faktisch abgeschafft. Die Gerichte, die Polizei, der Verfassungsschutz, das waren keine DDR-Behörden mehr, sondern gesamtdeutsche Behörden, besetzt mit Personal aus Westdeutschland. Sie haben weggeguckt, als immer mehr Jugendliche in Springerstiefeln herumliefen.

Forschungen widerlegen die These, dass es einen Zusammenhang zwischen der Erwerbstätigkeit der Mutter und der Gewaltneigung gibt. Männlichen rechtsextremen Gewalttätern habe es eher an männlichen Vorbildern gefehlt, schreibt die Arbeitsstelle für Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit am Deutschen Jugendinstitut in Halle. Ob das im traditionellen Westdeutschen Alleinverdiener-Modell gegeben war, sei fraglich.

Hans-Joachim Maaz erforscht seit Jahrzehnten die DDR-Seele, in der DDR arbeitete er als Psychotherapeut, nach der Wende veröffentlichte er ein Psychogramm der Ostdeutschen, „Der Gefühlsstau“ wurde ein Bestseller. Maaz beschäftigt sich mit den Ursachen der rechtsextremen Gewalt im Osten. Vor zehn Jahren hat er mal etwas salopp gesagt: „Man schlägt den Afrikaner und meint den Westdeutschen.“ Er war der Meinung, dass sich in der Gewalt gegen Fremde auch ein Protest gegen die Vormachtstellung der Westdeutschen zeige.

Sind die Eltern wirklich schuld an prügelnden Ostkindern? Maaz ist die Frage zu plakativ. „Rechte Gewalt ist ein Ost-Problem, aber nicht ausschließlich.“ Es gebe emotionale Deformationen in beiden Teilen des Landes. „Im Osten sollten die Kinder diszipliniert und angepasst sein, im Westen wurden sie auf Konkurrenz und Durchsetzungsfähigkeit gedrillt“, sagt Maaz. Beide Methoden wirkten ähnlich auf Kinder, sie erzeugen einen inneren Druck. Wie der abgebaut wird, hängt von der späteren Entwicklung im Leben ab, wie viel Erfolg man im Beruf und in der Gesellschaft erlebt. Wenn ich Maaz höre, denke ich, mein Glück war, dass ich einen Beruf fand, der mir dies ermöglichte.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Nach dem Zusammenbruch der DDR hatten die Ostdeutschen viel weniger Chancen, erfolgreich zu sein, weil die Jobs wegbrachen. „Nach der Wende sind viele Menschen degradiert worden. Ihren Frust kriegen auch die Heranwachsenden ab, den sie dann an anderen abreagieren“, sagt Maaz. Er ist überzeugt, dass es noch lange zwei Deutschlands geben wird. Es wird noch lange eine Mauer geben.

Recherchen des Journalisten Frank Jansen zufolge starben 137 Menschen seit der Wiedervereinigung durch rechtsextreme Gewalt. 137 Menschen wurden erschossen, ertränkt, zertreten, ohne dass das groß im Land bemerkt wurde. Mehr als die Hälfte starb in Ostdeutschland einschließlich Berlin. Mehr als ein Dutzend Menschen wurden in der Region um Dortmund umgebracht.

Unter den 137 sind 42 Migranten und Spätaussiedler, 24 Obdachlose, 8 Arbeitslose, 11 Linke und Punks, drei Behinderte, zwei Szeneaussteiger, zwei Rechtsextremisten, ein Homosexueller und 36 „Normalbürger“, die sich offen gegen Neonazis gestellt haben. Die Bundesregierung verzeichnet nur 47 Todesopfer. Die Zahlen setzen sich aus den Meldungen der Landeskriminalämter zusammen, die beim Bundesinnenministerium gesammelt werden. Wer in die Statistik einfließt, entscheiden örtliche Behörden.

Die Diskrepanz scheint niemanden zu interessieren. Die einzige Partei, die über die Jahre immer wieder wegen der rechten Tötungsverbrechen bei der Bundesregierung nachgehakt hat, war die Linkspartei. SPD und Grüne haben sich wenig für das Thema interessiert. Ist ja auch ein Ost-Thema, das nichts mit dem Westen zu tun hat.

Diese Haltung ist verbreitet und bequem, sie hat den Vorteil, dass man sich selbst nicht hinterfragen, sich nicht ändern muss. Es ist wie eine neue Mauer, die zwanzig Jahre nach der Einheit wieder hochgezogen wird. Eine Mauer, hinter der sich die Westdeutschen verstecken können.

## Grand Prix

### **Laudatio: Sascha Lobo**

Ich habe eine nicht besonders geheim gehaltene Vergangenheit als Werber, und die hat mich geprägt in der Wahrnehmung dieser Kategorie «Grand Prix». Zum einen in der Tatsache, dass ich zu so einer hektischen Oberflächlichkeit neige, wenn ich nicht aufpasse. Und zum zweiten ist der Begriff «Grand Prix» bei mir aus der Werbung ganz klar belegt mit dem großen Wurf. Deswegen passt das wahnsinnig gut, dass ich gar nicht diesen doofen Text dahinter gelesen habe, sondern einfach nur dachte: «Grand Prix! Ja, da sind die großen Dinger drin!» Waren auch nur drei, überall sonst gab es zehn. Und ich habe erst spät, nämlich heute, erfahren, dass es nicht um den großen Wurf ging, sondern eigentlich um die Sachen, die nicht so richtig woanders rein passen. Fast das Gegenteil davon, könnte man sagen.

Aber ein Kompliment, ich nehme es als Kompliment: Es ist mir überhaupt nicht aufgefallen. Sondern im Gegenteil fand ich es bei allen drei eingereichten Beiträgen absolut schlüssig, dass das die herausragendsten Reportagen waren. Ich fand das total natürlich. Zusätzlich gab es auch noch die Situation, dass – ich muss dazu sagen: ich war offenbar bei einer anderen Jury, ich habe die überhaupt nicht als problematisch empfunden, wir haben ein paar Mal mehrfach abstimmen müssen, und das war es eigentlich – was ich lustig fand, ist, dass wir als allererstes die Kategorie uns vorgenommen haben, Grand Prix – ich immer noch in dem Glauben, hier würde das Große ausgezeichnet – und gleich der erste Wortbeitrag: «Es gibt eigentlich nur einen Beitrag in dieser Auswahl, der wirklich preiswürdig ist für den Grand Prix!» Und da meldeten sich mehrere Leute: «Ja, ja, stimmt genau!» Und da waren es natürlich alle drei verschiedene.

Ich stehe hier, weil der, der mich am meisten beeindruckt hat, auch gewonnen hat. Ich muss vielleicht dazu erklären, ich bin in den achtziger Jahren zur Schule gegangen und den Neunzigern – hier sind ja viele, die eher so in den Siebzigern und Vierzigern zur Schule... – aber tatsächlich gab es da einen großen Begriff, den ich damals schon doof fand und heute weiß ich, dass ich ihn total doof fand: Coolness. Und ich hab da so ne

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

persönliche Gegenbewegung zur Coolness entwickelt und bin sehr davon angetan, wenn Menschen sich begeistern können, wenn also Leute Fan sein können, das offen zugeben und daraus auch eine große Sache machen, also ihr eigenes Fantum in den Mittelpunkt stellen von einer Geschichte.

In der Geschichte kommt ein kurzes Zitat vor von einem Mann, das heißt: «Ich hasse Lärm.» Dabei gehört er sicherlich zu den drei oder vier Leuten in Deutschland wo man fragen würde: «Wer macht eigentlich Lärm?» Er wäre mit Sicherheit unter den genannten. In der Geschichte wird eine Band thematisiert, die imstande ist, einen Drittel der Jahresproduktion von Berlappsporen aufzukaufen. In der Geschichte ist jemand über ein ganzes Heft – das SZ-Magazin, um präzise zu sein – in Wort und Bild begeistert von einer Band, und lässt das total offen, in einer nicht einmal mehr angetäuschten Distanz raushängen, was ich, wie gesagt, aufgrund meiner leichten Coolness-Allergie großartig finde.

Ich glaube, völlig zu Recht, und nach meiner Definition, und ich finde, auch nach allgemeingültiger Definition, ist der Gewinner des Grand Prix, also des Großen Preises: «USA, 20:56 Uhr», das Stück von Alexander Gorkow und Andreas Mühe aus dem SZ-Magazin.

## USA, 20 .56 Uhr

*In vier Minuten startet eine der größten Shows der jüngeren Popgeschichte. Zehntausend Amerikaner werden mit Rammstein singen: "Alle warten auf das Licht / Fürchtet euch / Fürchtet euch nicht." Das SZ-Magazin begleitete die Band durch die Tage und Nächte in Kanada und den Vereinigten Staaten. Willkommen zu einer Reise, die Narben hinterlässt*

Alexander Gorkow / Andreas Mühe, SZ-Magazin, 06.07.2012

*Thilo "Baby" Goos, Veranstaltungstechnik, Denver Coliseum: "Das, mein Lieber, ist eine der größten Bühnen, die momentan unterwegs sind. 24 Meter breit, 15 Meter hoch, eine reine Stahlkonstruktion. Hier werden 100 Lautsprecherboxen und viel Licht ans Hallendach gehängt, die Crew zieht 50 Tonnen Equipment an 120 Motoren hoch. Die Anlage hat 380 000 Watt. Es muss dengeln. Es ist Rammstein. Zwei der 24 Trucks hat die US Trucking Company alleine für die beiden mitreisenden Kraftwerke dabei. Das sind zwei Megawatt-Aggregate, und die ziehen rund 1000 Liter Diesel pro Show ausm Tank. Die Kraftwerke braucht man, damit in den Städten nicht das Licht ausgeht, wenn's bei Rammstein angeht. Öko ist das nicht. Man muss sich entscheiden: Heiße alte Konzertlampen statt kaltes Licht? Brauchst du Strom. Die meisten Produktionen sehen heute aus wie Fernsehstudios. Auch die Rockkonzerte. Eiskalt. So geht's auch. Aber nicht bei Rammstein."*

Brauchst du Strom. Von unten, aus dem Keller der Bühne, pfeifen Rauchfontänen durch den Gitterboden, bis weit hoch an die Decke. Von unten schießen Flammen durch den Gitterboden. Von unten strahlt das Licht durch den Gitterboden. Auf dem Gitterboden steht Rammstein-Sänger Till Lindemann. Er sieht ein bisschen traurig aus, wie einer, der aus der Unterwelt vorbeischaudert. Dazu diese Stimme: wie sehr schlechtes Wetter. Hört er womöglich selbst Stimmen? Man denkt an den "ehemaligen Zement- und Transportarbeiter" Franz Biberkopf aus Döblins Berlin Alexanderplatz. Die Freiheit? Ein Panoptikum. Die Städte? Ein Exzess. Das Leben? Man muss ihm entgegengetreten, dem Leben, mit Wucht. Lindemann ruft "Links, zwei, drei, vier" und mar-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

schiert, als hätte er unter jeder Arschbacke eine Batterie, er fragt dann diese vielen Amerikaner Abend für Abend: "Können Herzen singen? Kann ein Herz zerspringen? Können Herzen rein sein? Kann ein Herz aus Stein sein?"

Die Menschen in den Konzerthallen hier in Amerika singen jede einzelne dieser Fragen mit. Sie weichen zurück vor dem Feuer. Sie schwitzen in der Hitze. Sie schließen die Augen vor dem Licht.

Irgendwann, nach diesen Wochen auf Konzertreise hier in Nordamerika, kurz vorm Abflug am frühen Morgen auf dem Bett des Zimmers 1023 im "Zaza Hotel" in Houston liegend, die finale Gewissheit: So hell ist das, so laut, so heiß, wenn ein Planet entsteht. Rechts eingelassen in die Eisenbühne steht ein Bunker für die Pyrotechniker. Wer während der Show durch diesen Bunker schleicht, bewegt sich durch die Eingeweide einer gigantischen Maschine aus Kabeln, Düsen, Schläuchen, Sauerstoffflaschen. Zum Beispiel steht Gitarrist Paul Landers in dem Lied Asche zu Asche an seinem brennenden Mikrofonständer auf dem Gitterdach dieses Bunkers, die Sohlen seiner Stiefel nur Millimeter über den Köpfen der Techniker, und durch schmale Sehschlitze schaut man, während Landers über einem steht, hinaus auf eine Show, die eine traurige und komische Geschichte erzählt. Sie handelt von der Dunkelheit und davon, auf welche Art und Weise das Licht in die Dunkelheit tritt. Das Licht bei Rammstein, das ist zum Beispiel ein an Lindemanns Brust geheftetes rotes Herz, pochend in der stockfinstren Halle: Minimal Art in einem Lied, das mit dem Gewicht einer Planierdrause um die Ecke biegt, Mein Herz brennt. Oder es sind bei Engel Lindemanns Flügel aus Stahl, fünfzig Kilo trägt er da, und am Ende der Show werden diese Flügel Flammen spucken. Oder es sind die Feuerstöße, mit denen Lindemann als Höllenkasper den Keyboarder und weiß gekalkten Riesenkomiker Flake Lorenz in einem

Eisentopf zubereitet, bis der heraushüpft und mit rauchender Hose über die Bühne rast.

Flake Lorenz, Autofahrt von San Antonio nach Houston: "Alles, was aus Anstrengung entsteht, ist Scheiße. Hör dir die Musik im Radio an. Leiernder, wehleidiger, stumpfer Dreck. Entstanden aus Anstrengung. Gemacht von Leuten, die Häuser

abbezahlen müssen. Stumpf anmoderiert von Leuten, die Häuser abbezahlen müssen. Kapitalismus macht stumpf. Ich habe mich noch keine fünf Minuten im Leben angestrengt. Man muss sich entscheiden. Gute Kunst entsteht nicht aus Anstrengung. Sondern absichtslos. Aus Lust."

Von Amerika selbst werden nach dieser Reise Eindrücke nur wie Fetzen zurückbleiben. Das grüne Denver und der Red Rock State Park zum Beispiel, hier der Park Ranger, der warnt, als man Richard Kruspe nackt in die Felsen stellt, um ihn abzulichten: "Freunde, wenn die Sheriffs kommen, heißt das für jeden von euch: mindestens 180 Tage Gefängnis." Die Mockingbird Lane in Dallas, der "Rockfish Diner" und das Mittagessen mit Lindemann in brütender Hitze. Lindemanns Erinnerungen an die DDR und seinen Brieffreund Dschenja aus Kasachstan, der eines Tages leibhaftig anrückte und als Gastgeschenk bunte Teller aus der Heimat mitbrachte zu den Jugendweltfestspielen: "Komsomolzen hier, FDJ dort. Die Jugendweltfestspiele wurden organisiert, damit die jungen Sozialisten sich vermehren. Das war ein einziges Gepoppe." Der kleine Till, ein sensibler, eigensinniger Junge. Am 19. März 1970 sieht er im Westfernsehen Willy Brandt zu Besuch in Erfurt, dort ans Fenster des "Erfurter Hofes" tretend. Stundenlang brüllt das Kind durchs Haus: "Willy Brandt ans Fenster! Willy Brandt ans Fenster!" Seine Bautischlerlehre im "Betriebsteil 5", Rostock-Schmarl: "Ein Holzstamm, nu mach ein Fenster draus, Lindemann! Ich mach dir heute noch aus einem Stamm ein Fenster." Ein anderer Reiseretzen: der Spaziergang mit Flake Lorenz durch Huntington Beach. Flakes Entsetzen über die puebloartigen Bauherrentotgeburtten unter kalifornischer Sonne, bewacht wie das Pentagon. Flake fluchend: "Wer lebt hier? Wer will hier leben? Wahnsinn. Stumpf." Wie er in das Pazifik-Suburbia plötzlich sagt: "Ich wohnte mal auf der Fehrbelliner Straße 7." Und? "Nu halt dich fest: Im selben Haus wohnten Frau Fett und Herr Fleischfresser."

Will er einen verarschen?

"Ich schwör's. Astrid Fett in der einen Wohnung. Wolfgang Fleischfresser in der anderen. Ich hab auch Zeugen."

Aber die Show. Aber das Licht. Aber das Feuer. Alles ist in jeder Millisekunde an seinem Platz.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Cirque du Soleil minus Eskapismus. "Berghain" plus Lyrik. Till Lindemann erwirbt alle paar Jahre in einem Crashkurs im Berliner Velodrom den sogenannten Pyro-Schein. Was er dann in seinen großen, vernarbten Händen hält, ist etwas doppeldeutig Herrliches, nämlich das hier: "Erlaubnis und Befähigung zum Abbrand pyrotechnischer Sätze." Krachen tut es heute schnell mal auch woanders. Rammstein aber wissen, wann es brennen muss und wann nicht, wann die Show ein Traum und wann sie ein Albtraum sein sollte. Sie ist in den Köpfen von Geschichtenerzählern entstanden, diese Show, nicht in den Köpfen von Eventhanseln. Zum Beispiel: Schlagzeuger Christoph Schneider. Der Vater ist Opernregisseur, und schon der junge Schneider hörte von mystischen Konzerten im Westen, von fliegenden Schweinen und gigantischen Mauern. So entstand in Schneiders Kopf früh die Vorstellung von einem Höllenzirkus, einem Schwarzen Theater. Keyboarder Christian Lorenz ist der Anti-Epiker, sein Spitzname Flake verweist auf die hoch störrischen wie auch liebenswürdigen Wikie-Figuren aus dem gleichnamigen Dorf in der TV-Serie. Flake ist - eigentlich - eine verspätete Fluxus-Geburt, dazu ein Spaziergänger wie außer ihm höchstens noch Robert Walser. Und als solcher also: ein Radikaler. Einer seiner lapidaren, umwerfenden Sätze zum Leben, mal eben so hingeworfen beim Weg aus der Halle zurück ins Hotel: "Man fickt. Oder man fickt nicht. 'N bisschen ficken geht nicht."

Till Lindemann trägt etliche Narben am Körper und auch im Gesicht, da er zum Beispiel jeden Abend mit der Stirn den schweren Mikrofonständer wegköpft. Kommt man dieser Show nahe, muss man sagen: Sie ist tatsächlich richtig gefährlich. Man trägt Narben davon von umherfliegenden Funken, Augenreizungen von Licht und Rauch, Verbrennungen von den Feuerstößen.

Die Dunkelheit ist das eine, das Licht das andere. Die Lautstärke ist das eine, das Flüstern das andere. Die Trauer ist das eine, die Komik ist das andere. Man wird Rammstein nicht verstehen, wenn man sich mit Widersprüchen nicht abfinden mag. Das geht schon damit los, dass diese monstergroße Sonderbotschaft der deutschen Sprache nicht in den Riesentöpfen der Kultursubventionierung zusammengebräut wurde.

Goethe-Institut? Tja, am Arsch.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Oliver Riedel, Frühstück, Huntington Beach: "Gutes entsteht aus Freundschaft, Böses entsteht aus

Fanatismus. Die Band war immer ein Ding unter Freunden, nur so sind wir durch alle Krisen. Wir sind etwas extrem und widersprüchlich. Jeder tut's auf seine Weise. Narziss und Goldmund. Meine Mutter schenkt mir immer noch jedes Jahr einen Hesse. Mein Lieblingsautor? Murakami."

"Mich interessiert kein Gleichgewicht / Mir scheint die Sonne ins Gesicht": Wenn viele tausend junge Menschen in aller Welt diese deutsche Lyrik mitsingen, so liegt das an einem vom Staat nicht subventionierten, dafür aber immer wieder mal zensierten Kunstprojekt. Das Projekt Rammstein entstand in den frühen Neunzigern in einem Probenkeller am Prenzlauer Berg, ein sonderbares Baby war das, gegründet von einer Horde Jungs, die die große Oper und den Konzeptrock mochten, die im Jazz, im Blues und in der Klassik geschult waren, die aber eine solche Wut hatten, dass westdeutscher Punk dagegen so gefährlich überkam wie, sagen wir, ein nicht gut besuchter Ostermarsch bei feinem Regen.

Paul Landers, Autofahrt nach dem Konzert in Anaheim, zurück ins Hotel nach Huntington Beach: "Ärger, Hass, das sind prima Motoren. Natürlich stand ich damals in Berlin im Haus der Jungen Talente herum. Jazz. Dietmar Diesner, Volker Schlott, herrlich. Klar bedeutet Jazz eigentlich Ärger. Aufstand. Furor. Den Jazz haben die Heulsusen vom Feuilleton aufm Gewissen, das ist natürlich eigentlich keine Cordhosenmusik. Im Grunde kennen wir sechs uns seit dreißig Jahren. Und wir sind als Band seit bald zwanzig Jahren gar nicht vorstellbar ohne: Wut. Das hatte mit der DDR eigentlich nix zu tun. Oder nur wenig. Man konnte sich auflehnen, sich stoßen. Aber wütend bist du, oder du bist es eben nicht. Im Kapitalismus gibt's ja nun erwiesenermaßen kein Arschloch weniger als im Sozialismus. Der Widerstand im Osten war eckiger, im Westen ist er öliger. Wir standen vorm Haus der Jungen Talente in Ostberlin. Und hatten eine Wut. Und Fehlfarben, nehme ich an, standen in Düsseldorf vorm Rater Hof. Und hatten eine Wut. Oder?"

Es handelt sich - und man muss nicht die Lippen schürzen, um diese delikate Wahrheit auszusprechen - um die Wut von Bildungsbürgerkindern. Nur zum Beispiel:



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Till Lindemann als Sohn des DDR-Kinderbuchautors Werner Lindemann und der Kulturjournalistin Gitta Lindemann. Schlagzeuger Christoph Schneider als Sohn des Opernregisseurs Martin Schneider, der heute noch als Professor an der Hanns-Eisler-Musikhochschule in Berlin lehrt. Gitarrist Paul Landers als Sohn des Philosophen und Slawisten Anton Hiersche. 78-jährig saß der Vater im Dezember in einem der Rammstein-Konzerte in der Berliner O2-Arena. Dann mailte er seinem Sohn Paul: "Indem ihr die Dinge bis über das Extrem hinaustreibt, nehmt ihr ihnen das Anstößige. Doch hinter der Groteske geht die Ahnung von etwas sehr Ernstem, Wesentlichem nicht verloren. Ihr seid nicht doppel-, sondern dreibödige. Im Russischen gibt es in Bezug auf solche Kunst den schwer übersetzbaren Terminus Sá-um, wörtlich: Hintersinn. Man muss die Darbietung mitdenken, um hinter den Sinn zu kommen."

Kein Pathos ohne Hintersinn. Das Lied Engel, eine kinderliedhafte Hymne darüber, wie man als vernunftbegabter Mensch vom Glauben abfällt.

10 000 Amerikaner, die jede Zeile mitsingen, in erstaunlich sicherem Deutsch: "Wer zu Lebzeit gut auf Erden / Wird nach dem Tod ein Engel werden / Den Blick gen Himmel fragst du dann / Warum man sie nicht sehen kann." Der Chor der Engel: "Erst wenn die Wolken schlafen gehn / Kann man uns am Himmel sehn / Wir haben Angst und sind allein." Und Lindemann und all diese vollkommen verrückt gewordenen Texaner: "Gott weiß, ich will kein Engel sein." Hier nun die sägende Schleife der Gitarristen Kruspe und Landers, ein euphorisierter Beat, gestützt durch irgendwie so was wie Peitschenhiebe aus der Rhythmusgruppe, der uhrwerkhaft Schläge wie tückische Synkopen setzende Christoph Schneider am Schlagzeug und der Sandberg-Bass Oliver Riedels, der sich schlank und groß über sein Instrument beugt wie eine fleischfressende Pflanze über die Beute. Kann tonnenschwere Rockmusik das haben, was sich nicht übersetzen lässt: einen Groove? Komisch, dass das geht.

Richard Kruspe, Fahrt vom Flughafen in Denver zum Red Rock State Park: "Amerika war immer der Traum. Amerika ist auch immer mein persönlicher Traum gewesen. Ich fühle mich in New York wohler als in Berlin. Berlin zieht mich runter, New York zieht mich rauf. Als die Nummer losging in der Presse, wir seien irgendwie rechts, weil Till das R rollt und wir archaisch aussehen, das war bitter. Rammstein

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

haben keine rechte, sondern eine linke Geschichte. Wir haben uns von den Skinheads die Fresse polieren lassen - im Gegensatz zu all den Herrschaften, die in den Zeitungen bequem diesen hohen moralischen Ton führten und eigentlich ja ihre Ärsche nicht ausm Bürosessel kriegten."

Kruspe, der schon früh davon träumte, Rockstar zu werden, der den Pink-Floyd-Gitarristen David Gilmour verehrt, Kruspe, der strahlt und die Interaktion mit den Menschen in der Halle genießt - der eine tiefe, fragende Seele mit sich herumträgt. Möglich, dass dem einen oder anderen Rammsteinfan Mutter zu sentimental ist, das Lied, in dem Kruspe live ungewöhnlich sehnsuchtsgeladen die Saiten dehnt. Aber was wären Rammstein ohne Mutter? Und was wären Rammstein, wenn sie dann auch diese Elegie nicht wieder brechen würden? Till Lindemann formuliert auf der Bühne in Dallas eine seiner berühmtesten Liedzeilen um. Statt von der Mutter ist plötzlich von wem die Rede? Von der Mutti. "Werf in die Luft die nasse Kette / Und wünsch mir, dass ich eine Mutti hätte." Hat er sie noch alle, der Biberkopf?

Michael Slade, Bestsellerautor, mailt nach dem Konzert in Vancouver an Paul Landers in Anlehnung an H. G. Wells: "Ich habe sie alle gesehen, Paul, ich war sogar Zeuge von Presleys Auftritt in der Ed Sullivan Show. Dann die Beatles, dann Pink Floyd, die Rolling Stones, The Clash, The Cramps. Aber was seid ihr bloß? Ihr seid etwas anderes. Europe has arrived. Für mich war dieser Abend wie mein erster Opernabend damals, als ich per Anhalter quer durch Europa nach Wien gefahren bin. Ihr seid eine kristallklare, wirklich überwältigende Erfahrung: Unten ihr fünf, die finsternen Morlocks. Und oben Flake: der Eloi!"

Womöglich ist Till Lindemann, der nur einer von sechs ist bei Rammstein, als Widerspruch-in-Sich immerhin schon ein schöner Hinweis. Auf der Bühne eine Kreatur. Und aber auch ein Mann, der leise und wie geschrumpft im Schatten einer Poolbar eines Hotels in Phoenix sitzt, über seinen Texten, über seinen Zeichnungen, und man trinkt da also gegen diese sagenhafte Hitze hübsch Budweiser, und zwar nicht eins, sondern eins nach dem anderen. Sein Blick fällt plötzlich auf einen schmal gebauten Raben, der auf dem Nebentisch in einen Brotkorb schaut. Er kommt nicht mehr los von dem Vogel, starrt, sagt: "Kuck. Schön. Ein ganz schlanker Vogel. Die

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

sind hier überall. Kluge, schlanke Tiere." Zeichnungen auf Büttenpapier hat er dabei, in Tee getaucht, mit feiner Tinte darauf Drachen und pustende Wolken. Dazu Gedichte. Teils ist das Lyrik für seinen Enkel, den kleinen Fritz. Teils ist es auch

Lyrik für keinen kleinen Fritz dieser Welt.

Aber immer ist dies Lyrik ohne jedes Parfum, glasklares, bitteres, dreistes, sensibles Zeug. Mal werden Lieder für Rammstein draus, mal nicht. Mal sind es regelrechte Kurzgeschichten. Mal stehen da nur zwei Zeilen, alleine auf einem Blatt, und schon klingt das wie die Gesamtausgabe Rainer Werner Fassbinders.

"In stillen Nächten weint ein Mann / Weil er sich erinnern kann."

Nicht auszudenken, oder? Fassbinder und Lindemann! Gemeinsam marschierend! Lustigste, traurigste Aufsässigkeit! Befähigt zum Abbrand pyrotechnischer Sätze und Bilder in dieser elenden, feigen, wehleidigen, verblödeten, zu Tode subventionierten deutschen Formatradio-, Kino- und Fernsehwelt des Jahres 2012.

Till Lindemann, "Rockfish Diner", Mockingbird Lane, Dallas: "Alles Gute in meinem Kopf entsteht auf dem Land. Ich hab eine Wohnung in Berlin, aber manchmal zieht Berlin mich runter. Also lebe ich viel in meinem Dorf, oben, zwischen Schwerin und Wismar. Viele meiner Freunde, die mit uns hier auf Tour sind, leben auch dort. Mein Vater ist schon lange tot. Aber meine Mutter lebt da. Meine Tochter Nele mit ihrem Sohn, dem kleinen Fritz, ist oft da. Wir sind eine große Familie. Ich angle. Ich jage. Ich starre auf den See.

Ich schlafe nachts im Wald und horche. Ich höre in die Natur. Sagenhaft, was du nachts im Wald hörst. Das ist unbeschreiblich schön. Ich hasse Lärm. Ich hasse Geschwätz. Ich setze mich dem aus, das ist dann der reine Masochismus. Und dann muss ich mich davor schützen. Lärm macht irre. Man kommt darin um."

Leonard Cohen singt in Anthem: "There is a crack in everything / That's how the light gets in." Rammstein erzählen von diesem Riss, und so ist das im Theater: Wenn man Glück hat und man hat einen großen Theaterabend gesehen, dann wird einen dieser Riss noch lange beschäftigen. Dazu braucht es zuerst Inspiration. Man braucht die ruhige Sprache, die Lindemann auf dem Land findet. Man braucht, wie Paul

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Landers sagt: "Wut." Dann, wie Richard Kruspe sagt: "Das Team. Nimm einen bei uns raus, und du hast die Band nicht mehr." Das alles zusammen: der größte Kulturexport deutscher Sprache. Katharina Wagner würde die Band gerne für Bayreuth gewinnen. Und Oliver Riedel sagt nur: "Es müsste auch dort bruzzeln, knistern, es müssten auch im Festspielhaus die Funken fliegen. Wir können ja nicht nach Bayreuth und da Classic Rock abseiern." Und dann kommen, Abend für Abend, die Zahlen zum Gemüt, die Formeln zur Seele, also die Produktion zur Intuition.

Nicolai Sabottka, Tour- und Produktionsmanager, AT&T Center, San Antonio: "Für Tills brennende Flügel und all das Feuer verwenden wir Lycopodium. Das sind gemahlene Bärlappsporen. Ein Naturprodukt. Elf Tonnen war die Jahresernte in China. Davon haben wir vier Tonnen aufgekauft. Die sind nach dem letzten Konzert, morgen in Houston also, weg. Wenn Till das Lycopodium durch eine Flamme schießt, und wir blasen von unten durchs Gitter Luft dazu, da brennts dir die Hosenbeine weg. Ich sag immer: Lyco ist für alle da! Die Band könnte das billiger machen. Aber die Band will das nicht. Die sind besessen davon, dass es gut ist. Und das sage ich nicht, weil ich für die arbeite."

Diese Produktion kostet insgesamt rund eine halbe Million Euro pro Abend. Sabottka ist dafür verantwortlich, dass die Bühne in Flammen steht, nicht die Halle. Für so etwas eignet sich besser als jeder andere: ein Westfale. Sabottka ist freundlich, er redet nur das Nötigste, dies aber, wie man gleich sehen wird, mit Bedacht. Täglich schlägt seine Stunde nicht um 21 Uhr, wenn die Show beginnt.

Sondern um 16 Uhr. Es ist dies immer wieder der heikelste Moment des Tages.

Es erscheinen um Punkt 16 Uhr, in jeder Stadt, in jeder Halle, sechs Marshalls der örtlichen Feuerwehr. Sie bekommen in der leeren Halle die pyrotechnischen Effekte vorgeführt. Sie haben schon viel gesehen im Leben und sind trotzdem etwas fassungslos. In Anaheim gibt es schlechte Stimmung bei den Fire Marshalls. Sie beraten sich. Einer sagt leise zu seinem Kollegen: "That's fuckin' weird." Eine Frage stellen sich bei Rammstein amerikanische Feuerwehrleute wie deutsche Feuilletonisten im Akkord: Dürfen die das? In Anaheim beratschlagen fünf Feuerwehrmänner, denen eine Feuerwehrfrau vorsteht. Vor allem die Chefin ist ausgesprochen humorlos.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Es gibt endlose Diskussionen. Am Ende trollt sich die Feuerwehr. Und Sabottka erzählt ungerührt, mit der Miene eines notlandungserprobten 747-Piloten: "Mein Job jetzt gerade war es, der Feuerwehr zu erklären, dass wir alle Anträge ordnungsgemäß eingereicht haben. Auf dieser Basis und auf der Basis der Vorführung gerade seien wir entschlossen, alle Raketen heute ab 21 Uhr abzufeuern. Gerade eben gab es ein psychologisches Extraproblem: einen weiblichen Fire Marshall. Die Frau war die Chefin der fünf männlichen Fire Marshalls. Keinesfalls durfte sie von mir vor den Kerlen vorgeführt werden. Also musste ich ihr das Gefühl geben, dass sie mit jedem Zweifel im Recht ist, und dass wir diese Zweifel aber schon präventiv ausgeräumt haben. Da es mir gelungen ist, ihr das verständlich zu machen, wird die Show heute mit allen pyrotechnischen Begleitelementen von 21 Uhr an über die Bühne gehen." Pause. Dann: "Dies ist grundsätzlich mal erfreulich."

Unglaublicher Sabottka. Supersabottka. Griechenland retten? Achmadinedschad Bescheid geben? Wir haben seine Nummer.

Fünf Wochen tourten Rammstein so durch Kanada und die USA, und diese fünf Wochen, sie waren wiederum nur das Finale einer Konzertreise, die bis jetzt eigentlich drei Jahre dauerte. Zwei Programme. Von 2009 an die finstere und von einem Index der verrückten Bundesprüfstelle für jugendgefährdendes Dingsbums überschattete Liebe ist für alle da-Tournee. Seit 2011 dann die Best Of-Tournee. Europa mit Konzerten zum Beispiel in London und Moskau, die beiden denkwürdigen Abende in Paris im Frühling: Zweimal 17 000 Menschen im legendären Bercy, die Halle knüppelvoll mit jungen Menschen unten in der Arena und klassisch christine-lagardehaft kostümierten Damen und grau melierten Herren oben auf den Rängen: Kulturvolk, im Programm blätternd, wie in der Comédie-Française. Davor Russland, Skandinavien, England, Deutschland. Davor Südamerika, Mexico City, Monterrey, Massen von Menschen, von denen viele Wochen vorher neben den Stadien ihre Zelte aufschlugen: Rammstein sind ein universales Phänomen, und anders als ein Künstler wie Gerhard Richter, anders als ein Regisseur wie Wolfgang Petersen müssen sie dabei wesentlich nicht nur auf Bilder und Töne vertrauen, sondern auch auf die Emotionalität einer in Bilder und Töne kongenial eingewebten deutschen Sprache. Das merken die Leute offenbar, dass es hinter der brachialen Fassade der Musik eine oft erstaunlich leise

Lyrik ist, die sie da mitsingen: "Doch der Abend wirft ein Tuch aufs Land / Und auf die Wege hinterm Waldesrand."

Vor allem die letzten beiden Wochen durch den Süden der USA sind dann eine heikle Choreografie des Alltags: Die Show läuft seit Monaten wie geschmiert. Sie ist für Musiker und Techniker zur blanken Gewohnheit geworden. Flake Lorenz sagt, da sitzt man mit ihm wegen Flugzeugüberdross in einem Chevrolet Malibu und fährt vier Stunden von San Antonio nach Houston: "Ich habe Heimweh. Tour ist stumpf. Tour ist nicht Produktion. Tour ist Reproduktion." Heimweh wonach? "Nach der

Jenny. Meiner Frau. Nach den Kindern. Nach meinem Dorf in Brandenburg. So ne Sachen." Was man in diesen Tagen auch lernt, rund um diese explosiven Konzerte: So sicher diese Band einen Berg von Rührung auslöst, so wenig können die, die diese Rührung auslösen, mit der Bürde leben, diese Rührung ausgelöst zu haben. Steht ein Fan plötzlich auf der Straße, im Restaurant, vorm Hotel und starrt einen an: Was tun? Wie soll man, die Zimmerkarte schon in der Hand, vor einem Hotel in Kalifornien, Arizona oder Texas einlösen, was man vor Jahren in einem Lied versprochen hat?

Die Musiker zappeln dazu täglich im Transit: Abflug mit der neunsitzigen Falcon, Ankunft am Flughafen, rein in den Van, raus ausm Van, rein ins Hotel, raus ausm Hotel, rein in die Halle, Show, Aftershowparty, raus aus der Halle. Paul Landers: "Der Mensch braucht zwei bis drei Tage, bis er sich an einen Ort gewöhnt hat. Wenn du diese Tage nie hast, wirst du irre. Der Körper reist immer der Seele voraus." Flake, der erzählt, dass er mal eine Strichliste geführt hat, mit Komplimenten amerikanischer Fans vor Hotels. Ganz vorne: "You are awesome." Zweiter Platz: "You are fuckin' awesome." In San Antonio wetzt Landers draußen vom River Walk ins "Mokara Hotel" zurück, aus einem Supermarkt kommend. Man will wissen, was in seiner Papiertüte ist. "Warte", ruft Landers und verschwindet im Aufzug. Er schickt aus seinem Zimmer dann eine Mail mit Foto. Zu sehen: Rotwein, Knoblauch, Schwarzbrot, Salami.

Er schreibt: "Nichts Gekochtes, nichts Gebratenes, kein Kellner, keine Menschen. Herrlich. Gruß, Paul."

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Oliver Riedel, "Shorebreak Hotel", Huntington Beach: "Was ich vermisse? Ruhe. Ich setze mich vor den Konzerten backstage in diese Großraumduschen mit der Akustischen und spiele Flamenco. Gute Akustik. Dabei sammle ich mich selbst ein, sozusagen. Am schlimmsten sind die Hotels und Restaurants. Überall Drum 'n' Bass, House, ein einziges Geploppe, Gesirre, Gezwitscher, Gelooppe. Du kannst durch diese Hotels durchtanzen, vom Zimmer durch den Flur durch den Aufzug durch den Frühstückssaal und dann raus durch die Rezeption bis auf die Straße. Dich im Kreis drehen, mit dem Kopf wackeln, in die Hände klatschen, rausgrooven.

Das ist Terror."

Die Show in San Antonio, es ist die vorletzte, man hockt hinter der Bühne schon wieder in diesem Salat aus Eisen, Kabeln und Requisiten, und plötzlich findet man all dies weniger beeindruckend als vielmehr: rührend. Was die rumschleppen. Rein in die Halle. Raus aus der Halle. Kann es die Möglichkeit sein, dass sechs Deutsche in ihren Vierzigern Abend für Abend diesen Eisenkochtopf auf die Bühne rollen, um den dünnen Mann mit der Hornbrille zuzubereiten? Albern, von hinten betrachtet, diese Requisiten. Die dann ab 21 Uhr aber auf der Bühne im Netz der Inszenierung erstrahlen. Als hätte jemand den Dingen eine Seele eingehaucht. Es dauert an jedem Abend immer nur ein paar Minuten, und man zappelt im Netz dieses Theaters der Lieder. Und dazu gehört eben auch das Lied mit dem Topf. Kannibalismus in Rotenburg, nicht ganz unkomisch, darin dann diese bittergroßen Zeilen: "Ein Schrei wird zum Himmel fahren / Schneidet sich durch Engelsscharen / Vom Wolkendach fällt Federfleisch / Auf meine Kindheit mit Gekreisch."

Christoph Schneider, "Palomar Hotel", Dallas: "Wir haben das mit den Interviews und den deutschen Journalisten irgendwann gelassen. Deutsche Journalisten wollen Musiker, die mit ihrer Musik und ihren Texten identisch sind. Deswegen sehen die meisten deutschen Musikjournalisten auch aus wie die Bands, die sie verehren, und die verehrten Bands sehen aus wie die sie verehrenden Musikjournalisten. Das ist eine Übereinkunft und sicher irgendwie gemütlich. Rammstein aber war immer ein Rollenspiel. Wer sieht schon aus wie Till auf der Bühne? Wir haben jetzt in der Show diesen Einmarsch über die Köpfe der Leute hinweg, mit den Flaggen, mit den Fackeln. Als

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

geprügelte Hunde kriechen wir in der Mitte der Show wieder über die Brücke zur Hallenmitte zurück. Schließlich, am Ende, verabschieden wir uns von dieser Brücke aus vom Publikum. Ein Dreischritt: Wahn - Verhöhnung des Wahns - Verabschiedung. Deutsche Kritiker sehen da nur: Flaggen und Fackeln. Schon toben die wie die Hausmeister. Das fanden wir irgendwann natürlich auch lustig."

Rammsteins letzte Zugabe: Sextourismus, ausgebreitet in dem katapultösen Kracher Pussy, und hier in dem Schlachtruf eines verwahrlosten Deutschen ("I can't get laid in Germany") auf dem Weg ins Liebesparadies: "Schnaps im Kopf / Du holde Braut / Steck Bratwurst in Dein Sauerkraut."

Bitte?

Hört man recht?

Sind die bescheuert?

Wer auch hier das russische Sá-um, den Hintersinn, nicht bedenkt, der hat allerdings womöglich schon wieder was verpasst, und sei es halt mitten in Texas.

Alma, 23, geboren in Mexiko, sitzt mit ihrem Mann John, geboren in Texas, auf der Terrasse der Bar "Rita's on the River" in San Antonio. Sie ist auffallend hübsch, trinkt ein Budweiser Light und trägt ein Rammstein-T-Shirt: "Ich werde dir nicht meinen echten Namen sagen und auch nicht, wie lange wir gefahren sind, John und ich, um das Konzert heute zu besuchen. Ich bin vor einigen Jahren illegal von Mexiko nach Texas. Sie behandelten mich hier wie Dreck. Andererseits hast du hier eine Chance. Kennst du T. C. Boyles América? Alles darin ist wahr. Rammstein machen, glaube ich, Musik für Leute, die sich an ihre eigenen Gesetze halten, für Leute, die kämpfen. In Mexiko sind sie so beliebt wie keine zweite Band. Ich liebe es, wenn Till Amerika singt. Es ist da viel Wut und auch viel Komik dabei, oder? Wenn er singt: Wir bilden einen lieben Reigen / Die Freiheit spielt auf allen Geigen. Heute Abend werde ich das Lied besonders laut mitsingen. Mein Dad ist jetzt auch hier. Ich habe ihn jahrelang nicht gesehen. Das hat mir das Herz zerrissen. Wir werden heute Abend alle zusammen zum Konzert gehen. Ich glaube, es wird der schönste Abend meines Lebens. Leider kommen mir jetzt die Tränen. Wir chicas aus Mexiko sind etwas sentimental."



Die Crew, das sind über sechzig Leute, dazu kommen für jeden Auf- und Abbau 150 Menschen aus der jeweiligen Stadt, die Locals. Jedes Konzert endet gegen 23 Uhr, dann fallen die Locals wie die Eisenfresser über dieses Metropolis her. Schaut man um 0.30 Uhr in die Halle, ist sie leer. Man denkt an Marion Braschs Ab jetzt ist Ruhe, den Roman über ihre jüdische Emigrantenfamilie in der DDR. Es ist eines der ratlosesten und auch deshalb schönsten Bücher seit Langem, ein Ostblues, bitter, komisch, wirklich ziemlich grandios. Christoph Schneider liest es am Pool und ist dabei weit weg. Flake Lorenz hat es zuvor gelesen, "wie gefesselt". In dem Buch ein Dialog zwischen Marion Braschs Bruder, dem Schriftsteller Thomas Brasch, und Heiner Müller. Heiner Müller also, der den Exilanten Thomas Brasch fragt, wie es sich denn jetzt so im Westen lebe. Und der antwortet: "Im Osten waren die Wände aus Beton, im Westen sind sie aus Gummi." Man denkt an Paul Landers und seine Worte über den Osten und den Westen: Damals war alles eckig, jetzt ist alles ölig.

Paulo San Martin, Band- und Produktionsassistent, backstage, Denver Coliseum: "Die DDR war solidarisch mit uns Chilenen. Meine Eltern sind mit mir im September 1973 aus Santiago in die DDR geflohen. Da war ich sieben. Pinochet hatte geputscht. Einige aus meiner Familie wurden verschleppt, andere wurden direkt umgebracht. 1978 kam ich in Prenzlauer Berg in die 5. Klasse. Da saß ich plötzlich neben dem Flake. Ich kenne den also seit 34 Jahren. Zusammen hingen wir eigentlich immer in denselben Läden ab: im Tacheles auf der Oranienburger, im Eimer auf der Rosenthaler, natürlich im Schönhauser 5. Ich liebe den Flake, das ist der feinste Freund, den du haben kannst. Ich mach den Job hier nur für Rammstein. Ich würde das für keine andere Band machen. Es ist ein Familiending."

Am Ende, nach der Ballade Ohne Dich, stehen die Musiker vor diesen aufgewühlten Texanern im Toyota Center von Houston. Till Lindemann, der bisher nicht zum Publikum gesprochen hat, er sagt, nach all den Nächten hier in Amerika, nur das hier: "Ladies and gentlemen: Rammstein. Thank you."

Heike Krämer, Band-Tourmanagerin, backstage, Toyota Center, Houston: "Ich war mit vielen Bands unterwegs. Sind Rammstein etwas Besonderes? Absolut. Ich sag dazu aber nix. Nur das hier: Die halten einer Frau die Tür auf. Alles klar?"

Till Lindemann steht nach der letzten Show in seinem schwarzen Bademantel in den Katakomben herum, ihm gegenüber Richard Kruspe, Lindemann mit einem Bier, Kruspe mit einer Zigarette. Die rechte Hand Lindemanns ist stark geschwollen, die Stirn blutet, das Kajal läuft die Wangen runter. Morgen Mittag geht es zurück nach Berlin. Einige aus der Band werden sogleich an die Ostsee fahren. Kinder. Frauen. Ruhe. Was plant Flake? "Nüschte." Kruspe? Sonnenblumen sind prächtig, sie drehen sich immer zum Licht: Kruspe plant schon wieder Richtung Amerika.

Lindemann wird daheim als Erstes das Buch für den Enkel zusammenbasteln, er ist wie besessen von dem Ding. Kurz vor Redaktionsschluss schickt er aus Berlin eine Mail mit einem Bild. Darauf, selbst fertig gebunden, ein großes dunkelblaues Bilderbuch, vorne drauf seine Zeichnung vom Kind mit dem Drachen, daneben eine Maus, darunter der Titel des Großvaters Till Lindemann für den Enkel: "Lieber Fritz, nimm meine Hand."

Bei Döblin gibt es zu Franz Biberkopf diese Zeilen hier, und sie gehören sicher zum Besten, was je in deutscher Sprache geschrieben wurde: "Wir sehen am Schluß den Mann wieder am Alexanderplatz stehen, sehr verändert, ramponiert, aber doch zu-rechtgebogen."

Ab jetzt ist Ruhe.

Was bleibt?

Ein fadenfeiner Duft nach Schwefel.

## Beste Webreportage

**Laudatio: Angelika Overath**

Im Unterschied zur klassischen Reportage oder auch zum ehrwürdigen Essay ist die Webreportage ein relativ neues Medium, ein Medium, das noch im Zustand ist, im Stadium, sich selbst zu erfinden. Wenn sie auf dem iPad funktioniert, haben wir sie quasi in der Hand, wir können mit einem Finger Räume anklicken. Wir können nonlinear lesen. Wir können uns Pausen gönnen oder Wiederholungen inszenieren. Die Webreportage arbeitet mit unterschiedlichen Formen, mit Videos, mit Gesängen, Bildern. Sie kann Szenen einfrieren und in einen Fluss der bunten Bilder, Momente setzen, schwarz-weiß. Sie kann mit 360-Grad-Bildern arbeiten. Sie ist im Idealfall eine Mischung aus Dokumentation und Spiel und inszeniert auch damit den Leser, den Betrachter neu.

Die Webreportage, die wir ausgezeichnet haben, führt in die Townships von Südafrika. Sie führt zu einem netten Herrn, einem Vater, der die Bibel zitiert und auf die Frage, was er denn tun würde, wenn seine Tochter lesbisch wäre, völlig aus der Fassung gerät und sagt: «Ich würde sie töten! Natürlich, ich würde sie töten!» Und sie führt zu einer weiblichen Fußballmannschaft von Mädchen, von Frauen, die sich zu ihrem Lesbischsein bekennen und die als Team versuchen, mit der Gefahr, mit der Bedrohung, vergewaltigt zu werden, umzugehen. Die Vergewaltigung wird ihnen gegenüber betrachtet als eine Form der Erziehung: Man muss sie vergewaltigen, um ihnen zu zeigen, dass sie Frauen sind und keine Männer. Eine von diesen Frauen sagt am Ende: „Vielleicht weiß Gott, warum ich vergewaltigt werden musste, vielleicht, damit ich diese Geschichte erzähle.“

Und diese Geschichte wird gehört, weil zwei junge Reporter diese Frauen ernst genommen haben. Wir freuen uns, die Webreportage «Nicht von Gott gewollt» von Amrai Coen und Bernhard Riedmann auszuzeichnen.

**Einen Film zur „Besten Webreportage“ finden gibt es unter:**

**<https://vimeo.com/52708824>**

## Beste Reportage

### Laudatio: Friedrichs Küppersbusch

Sie haben gerade die lange Liste der nominierten Kolleginnen und Kollegen gesehen. Wenn hier eine Problemjury war, dann trete ich dafür an, die andere Jury nicht zu verharmlosen. Das war über Strecken schon so was wie die Jahreshauptversammlung der erbitterten Modelleisenbahngegner und führte zu der einen oder anderen moralisch-ethischen oder einfach berufsständisch sehr aufschlussreichen Debatte.

Also, die beste Reportage: Was darf die alles, was darf die alles nicht? Darf so eine Reportage das Herz brechen, weil sie eine unglaublich anrührende Geschichte erzählt? Und darf uns dann an der Jurysitzung diese Reportage noch mal das Herz brechen, weil wir feststellen: nach strengen formalen Kriterien können wir das Stück gar nicht auszeichnen, weil es brillant ist, aber weil sie postum erzählt ist? Darf eine Reportage so unterhaltsam sein, so super unterhaltsam, dass sie uns praktisch weg weht, dass wir in den Seilen hängen, dass wir lachen und dass wir vergessen, akademische Fragen zu stellen? Ohne Revolution, Änderung der Gesellschaft. Ich kann in vielen dieser Fragen keine Antwort mitbringen, nur dass es großen Spaß gemacht hat, die zu diskutieren, und dass ich sehr wertschätze, zu wissen, wie viele Gedanken sich sie, Kolleginnen und Kollegen, Printredaktionen, erlauben, darüber zu machen.

Das heißt nicht, dass wir uns in Fernsehredaktionen keine nicht auch machen. Sie müssen alle mal zu uns kommen und gucken: wir diskutieren auch schon mal. Hier jedenfalls wurde toll diskutiert. In einem Punkt kann ich Antwort geben, es wurde lange diskutiert: Darf die Reportage das Wort «ich» enthalten? Die einen sagten: Nimm dich nicht so wichtig, es ist doch ganz klar, dass man nicht «ich» sagt und sich nicht wichtig macht. Die anderen sagten, nein, dadurch entsteht doch gerade Authentizität. Man muss irgendwo «ich» sagen, das ist besser, als mit irgendwelchen Floskeln daran vorbei zu konstruieren, dass du als Reporter tatsächlich irgendwo gewesen bist. Die Jury hat nun entschieden: ja, beides.

Es gab auch eine Reportage, wo man gesagt hat, der schildert so gut, dass es kein Schwarz, kein Weiß, keine Bösen, keine Guten gibt. Alle sind ein bisschen gut und ein

bisschen böse, dass es einem wieder das Herz bricht zu sagen, dadurch ist dieser Text so differenziert, dass man ihm nicht zujubeln kann, weil man selber in eine differenzierte Position zur behandelten Materie gerät. Das fand ich großartig.

Das waren ein paar Stichworte zu den 19 zweiten Plätzen, die wir sozusagen vergeben haben. Aber wir haben natürlich auch einen Ersten vergeben. Einen. Und das war ein Text, der fast alle diese Debattenpunkte weg wischte. Es fing gleich damit an, dass er sich im siebten Absatz, relativ weit vorne, outete und sagte, unter welchen Bedingungen er zustande gekommen ist. Es war ein Satz von dem Jurymitglieder sagten: «Ich finde den eigentlich toll, weil er belegt und zeigt, warum ich die eine Meinung habe» und jemand anders sagte: «Ich habe genau die entgegengesetzte Meinung und ich finde den Text genauso tauglich, das auch zu zeigen.» Bis hierhin geht jetzt der Teil, wo Sie immer noch nicht wissen, liebe Nominierte, welche es jetzt ist.

Der Text war relevant, er greift ein in eine politische Debatte. Er gibt mir persönlich eine Wegweisung darüber, wie diese politische Debatte zu beurteilen ist, er hilft mir. Er bringt mir Menschen nahe, die ich nicht kenne, über die ich viele Vorurteile habe, so oder so rum. Ich bin ihr erbitterter Gegner oder ich ihr begeisterter Zujubler oder Anhänger. Und der Text geht nahe an den Menschen ran, ohne an irgendeiner Stelle kitschig zu werden. Und damit es der Autor schon mal weiß, ja, er ist es: Er schafft es, eine mich zu Tränen rührende Postkarte einer Tochter an ihren Vater einfach so abzuschreiben und es ist nicht kitschig wirkt, sondern es formuliert einfach die Frage dieses Artikels. Der deutsche Reporterpreis 2012 in der Kategorie beste Reportage geht an Takis Würger, «Das verlorene Bataillon».

## Das verlorene Bataillon

*Seit zehn Jahren sind deutsche Soldaten im Einsatz in Afghanistan. Wer das Leben einer Einheit von Scharfschützen begleitet, erfährt, dass es am Hindukusch nicht nur darum geht, Straßen zu sichern und die Afghanen zu demokratisieren. Es geht auch darum, zu töten.*

Takis Würger, Spiegel, 31.10.2011

Es ist der 44. Tag im Krieg von Oberfeldwebel Christian Sommerkorn, und er hofft, dass er an diesem Tag endlich das tun wird, wozu ihn die Bundeswehr ausgebildet hat. Er schiebt ein Magazin in sein Sturmgewehr.

Es ist kurz nach vier Uhr morgens in Afghanistan, Sommerkorn klettert auf seinen Panzer und schaut ins Dahana-i-Ghori, ein Tal, in dem die Bundeswehr 300 Feinde vermutet.

Der Feindlagebericht der Bundeswehr warnt an diesem Morgen vor fünf Selbstmordattentätern im Dahana-i-Ghori. Fünf Selbstmordattentäter auf einer Fläche halb so groß wie Manhattan.

In der vergangenen Nacht hat Sommerkorn mit seiner Frau geschattet. Er schrieb: Schatz, ich bin fünf Tage draußen. Du musst nullkommanull besorgt sein. Nimm Amy abends von mir in den Arm.

Ich liebe dich, schrieb Jessika.

Ich liebe dich, schrieb Christian.

Der Panzer rollt durch den Morgen, nach einer halben Stunde springt Sommerkorn in den Staub. Er versteckt sich zusammen mit drei Kameraden hinter Bäumen, die Soldaten sichern die Flanken eines Minenräumfahrzeugs. Im Wald sitzt auch ein afghanischer Holzfäller, einer der Scharfschützen tauscht mit ihm eine halbe Tafel Ritter-Sport-Nusschokolade gegen eine Wassermelone. Sommerkorn schneidet

mit seinem Klappmesser tiefende Stücke aus dem Fruchtfleisch. Manchmal fragt sich Sommerkorn, wo der Krieg ist, auf den er sich vorbereitet hat.

Schießen mit Schutzweste, schießen mit Helm, schießen mit Schutzbrille, schießen im Liegen, schießen im Knien, schießen im Stehen, schießen mit der Pistole P8, schießen mit dem Sturmgewehr G36, schießen mit dem Sturmgewehr G3, schießen mit dem Scharfschützengewehr G3 DMR, schießen mit dem Scharfschützengewehr G22, schießen mit dem Scharfschützengewehr G82. Sommerkorn hat geübt für diesen Krieg.

An diesem ersten Tag meiner Recherche fragt Sommerkorn: "Was soll das eigentlich für eine Geschichte werden, die du schreibst?"

Die Recherche für diese Geschichte begann im Frühjahr mit Gesprächen, E-Mails und Telefonaten. Es musste verhandelt werden, ob es möglich sei, als "embedded journalist" über die Bundeswehr zu berichten. "Embedded", eingebettet, bedeutet in diesem Fall, mit einer Kampftruppe in den Krieg zu ziehen. Die Bundeswehr hatte damit kaum Erfahrung, aber sie willigte ein.

Die Reise dauerte drei Wochen, sie wurde begleitet von einem Presseoffizier, der bei den meisten Gesprächen mit den Soldaten zuhörte. Zensur fand nicht statt.

Die Soldaten, von denen diese Geschichte erzählt, wollten, dass Deutschland weiß, in welchem Krieg sie kämpfen. Sie wollen Respekt.

An diesem Morgen sage ich Sommerkorn, dass es nur um eine Frage geht: Was machen deutsche Soldaten eigentlich in Afghanistan?

Sommerkorn wollte darauf keine Antwort geben.

Christian Sommerkorn ist in einem Dorf in der Nähe von Freiburg aufgewachsen, er ist 30 Jahre alt. Er hätte nichts dagegen, seinen wahren Namen gedruckt zu lesen, aber die Bundeswehr bittet darum, die Namen von Soldaten im Einsatz nicht zu nennen. Alle Namen der deutschen Soldaten in dieser Reportage sind geändert.

Sommerkorn hat den Realschulabschluss gemacht und Zimmermann gelernt. Dann kam sein Musterungsbescheid. Er hatte wenig Lust, alte Leute zu pflegen, also

ging er mit 20 Jahren zur Bundeswehr. Er teilte sich die Stube mit fünf Männern, die nach Schweiß rochen. Er lernte schießen, es gefiel ihm. Sommerkorn verpflichtete sich für zwölf Jahre. Er wurde Scharfschütze in Donaueschingen am Rande des Schwarzwalds, bei einer Truppe, die sich "Jäger" nennt.

Als Sommerkorn erfuhr, dass sein Bataillon nach Afghanistan gehen würde, war seine Frau Jessika im vierten Monat schwanger. Sie sagte damals, da kommst du doch irgendwie drum rum. Sommerkorn sagte: "Da habe ich mich mein ganzes Berufsleben lang drauf vorbereitet."

Sein Großvater sagte ihm, bleib hier. Als Sommerkorn sagte, er müsse, sagte der Großvater, ich wünschte, ich könnte für dich gehen.

Der Einsatz führte Sommerkorn in die Provinz Baghlan, die eine Stunde Helikopterflug östlich von Masar-i-Scharif liegt. Das Land ist grün dort, bis an die Hänge des Hindukusch. In den Tälern wachsen Pistazien und Granatäpfel, es könnte ein Paradies sein, wenn die Menschen nicht wären. Die Menschen in Baghlan töten. Sie töten sich gegenseitig, sie werden von den Deutschen getötet, und sie töten die Deutschen. Von den 13 Bundeswehrsoldaten, die in den vergangenen eineinhalb Jahren in Afghanistan gestorben sind, starben 10 in Baghlan.

Sommerkorn hat in diesem Krieg bisher kein einziges Projektil abgefeuert. Geschossen hat er in Afghanistan nur auf der Schießbahn. "Das ist, als wenn du einen Hund scharfmachst und den nicht von der Leine lässt", sagt Sommerkorn.

Der Feind verbirgt seine Waffen in Kochtöpfen, in Bäumen, in Palmölkanistern. Der Sprengstoff besteht aus Pflanzendünger auf Harnstoffbasis, Autolack und Diesel. Taliban, die keinen Dünger besaßen, sollen schon Eselurin eingekocht haben, bis die Harnstoffkonzentration hoch genug war für eine Bombe.

IEDs, "improvised explosive devices", unkonventionelle Sprengvorrichtungen, so heißen die gebastelten Bomben in der Sprache des Militärs. Sie lassen sich nicht erschießen. Ein Soldat kann sie nur finden, bevor die IED ihn findet. "Bein ab wäre schon scheiße", sagt Sommerkorn.



Er versucht, sich auf seinen Auftrag zu konzentrieren und nicht darauf, ob es dieser Einsatz wert sei, ein Bein zu verlieren oder das Leben. Er spricht ungern über "große Politik", wie er es nennt. Er sagt, er wisse zu wenig über die großen Zusammenhänge dieses Krieges, um darüber zu sprechen, aber er weiß, was eine Bombe aus Dünger anrichten kann, und er weiß, wie es ist, in einem Land zu leben, das vergessen hat, wie sich Frieden anfühlt.

Sommerkorn und 33 andere Soldaten gehen durch Reisfelder. Sie bilden zusammen eine Kampftruppe mit dem Namen "Echozug, 3. Kompanie, Ausbildungsschutzbataillon MES". Sommerkorn marschiert vorbei an weißen Orchideen und einer Hütte, vor der rund geformte Kuhfladen trocknen. Neben den Fladen hocken afghanische Männer. Sommerkorn sagt "Salam alaikum". Die Afghanen schweigen. Ihre Augen wirken feindselig, aber vielleicht sind sie nur ungewohnt schwarz.

Sommerkorn marschiert zu einem Hügel, der umringt ist von Stacheldraht und einer Mauer aus schottergefüllten Drahtkörben. Dahinter steht Sommerkorns Panzer, sein Fahrer hat ihn am Morgen hierhingefahren. In den kommenden vier Nächten wird Sommerkorn hinter seinem Panzer schlafen, am Fuß dieses Berges, unter einem Dach aus Wellblech. Auf dem Hügel leben ein Dutzend amerikanische Special Forces, Männer mit Baseballcaps und Vollbärten, die keine Namen auf ihrer Uniform tragen und häufig "fuck" sagen. Sie haben den Hügel "Combat Outpost Russian Hill" genannt, weil sie Menschenknochen gefunden haben und glauben, dass in der Erde ein Massengrab der Sowjets liege.

Die Deutschen erzählen sich, dass die Special Forces nachts den Russian Hill runterklettern, um Taliban zu jagen. So hatte sich Sommerkorn das auch mal vorgestellt, als er hier ankam.

Er kriecht unter ein Moskitonetz und legt sich auf sein Feldbett, an den Spitzen seiner Zehen wölben sich Blasen. Sommerkorn schaut sich das Lager an, die Mauer, über die jederzeit ein Afghane eine Handgranate werfen könnte. Zwischen den Panzern spannen sich Schnüre, auf denen die Soldaten ihre durchgeschwitzten Hemden trocknen, 34 Feldbetten bilden eine Reihe, darauf und davor liegen

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

halbnaakte Soldaten. Sie essen die Haferkekse aus ihren Verpflegungspaketen, sie lesen Bücher mit Titeln wie "Im Auge des Jägers", sie essen die Schokolade aus ihren Verpflegungspaketen, sie schreiben Briefe, sie essen die Müsliriegel aus ihren Verpflegungspaketen.

Nach ein paar Stunden liegen die meisten stumpf auf ihrem Feldbett und warten darauf, dass irgendetwas passiert.

Sommerkorn erlebt seinen Einsatz in einer Zeitrechnung, in der Montag oder Dienstag nichts bedeuten, Tag oder Nacht auch nicht. Er gibt seinem Tag Struktur mit ein, zwei oder drei Operationen und dem Warten darauf.

Am Nachmittag steigt er zusammen mit drei weiteren Scharfschützen wieder auf seinen Panzer und fährt zu einer afghanischen Polizeistation. Die Station besteht aus einer Hütte aus Lehm und einem Wall. Sommerkorn soll von diesem Wall aus eine Bergkette beobachten.

Vier afghanische Polizisten mit geröteten Augen und Kalaschnikows laufen über den Wall und starren Sommerkorn an. Seine Augen wirken feindselig, aber vielleicht sind sie nur ungewohnt blau.

"Vertraust du denen?", fragt einer der Scharfschützen.

"Nein", sagt Sommerkorn.

Drei der deutschen Soldaten richten ihr Gewehr auf die Bergkette, ein vierter beobachtet die Afghanen. So, dass sie es nicht merken, aber auch so, dass er alle von ihnen erschießen könnte.

"Als Scharfschütze ist dein Job eigentlich das Töten", sagt ein Soldat, der neben Sommerkorn liegt, "da will man natürlich wissen, wie das ist. Es gibt drei Möglichkeiten: Erstens, es ist nicht so dein Ding. Zweitens, es ist nicht schön, aber okay. Drittens, es ist eigentlich ganz gut."

Sommerkorn kann 72 Stunden marschieren und danach so schießen, dass das Projektil aus 1000 Metern einen Menschen trifft. Einen Menschen aus Pappe. Wie das mit einem Menschen aus Fleisch wäre, weiß Sommerkorn nicht. Keiner der Scharfschützen im Echozug hat jemals auf einen Menschen geschossen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ein Afghane mit hennaroten Haaren klettert auf den Wall. Sommerkorn weiß nicht, ob der Mann ein Polizist ist und wo er steht in diesem Krieg. Der Mann führt einen der afghanischen Polizisten zu den Soldaten, greift seine Hand und sagt: "Afghan soldiers very hard." Die Daumenkuppe des Polizisten ist halb abgeschnitten. Sommerkorn funkt einen Sanitäter an.

"Water?", fragt der Rothaarige.

"No, thanks", sagt Sommerkorn.

"You have water?"

"Äh, yes", sagt Sommerkorn und nimmt vier Flaschen aus einem Rucksack.

Einer der Polizisten zündet einen Joint an und reicht ihn den Deutschen. Sommerkorn schüttelt den Kopf und betrachtet die Afghanen, die rauchen, Wasser trinken und ihn anlächeln.

"Da hinten in den Bergen liegt das größte Schmutzdorf in dieser ganzen verkackten Provinz", sagt Sommerkorn, "da würde ich gern mal einen wegmachen."

Sommerkorn verarztet die Wunden der Afghanen, er gibt den Durstigen Wasser. Er zeigt, wie die Strategie der Generäle funktioniert, "Winning Hearts and Minds", "Herzen und Köpfe gewinnen", aber Sommerkorn will etwas anderes.

Die Taliban wollen einen Gottesstaat. Die afghanischen Polizisten wollen mit Sommerkorn einen Joint rauchen. Sommerkorn will Taliban wegmachen.

Am nächsten Morgen haben sich die Blasen an seinen Füßen mit Flüssigkeit gefüllt. Sommerkorn trägt Turnschuhe.

Die Befehle gibt ein Oberleutnant mit dem Brustkorb eines Gewichthebers, der sagt, er sei Soldat geworden, weil er seinem Land dienen wolle. Als er nach Afghanistan flog, postete er auf seiner Facebook-Seite: "Es lebe Deutschland!"

Nun schaut der Oberleutnant auf Sommerkorns Turnschuhe und sagt: "Echo 3 bleibt heute auf dem Russian Hill." Echo 3 ist die Gruppe der Scharfschützen.

"Wegen den Turnschuhen, oder was?", fragt Sommerkorn.

"Ja", sagt der Oberleutnant. Sommerkorn geht zu seinem Feldbett, als er zurückkommt, trägt er Stiefel und humpelt.

Die Patrouille marschiert in ein Dorf, und der Oberleutnant schüttelt die Hand eines Mannes, der einen Kugelschreiber in der Hemdtasche trägt, was vermuten lässt, dass er schreiben kann, das wäre etwas Besonderes in diesem Tal. Der Mann heißt Nu Rahman, der Oberleutnant nennt ihn Bezirksbürgermeister.

Nu Rahman führt den Oberleutnant in sein Haus und serviert ihm Tee und Vollkornfladenbrot. Als der Oberleutnant wieder aus dem Haus tritt, sagt er, Doktor Nu Rahman habe darum gebeten, dass die Soldaten ihm ein paar Flaschen deutsches Bier vorbeibringen, weil er ein Nierenleiden habe, das durch deutsches Bier kuriert werden könne. Und er habe gesagt, bei den Amerikanern wisse jeder, warum sie in Afghanistan einmarschiert seien, bei den Deutschen sei das anders.

Der Oberleutnant lächelt, als wäre das eine gute Nachricht. Die Soldaten wandern weiter. Zurück bleiben ein winkender Nu Rahman und seine Frage: Was will die Bundeswehr in Afghanistan?

Oberfeldwebel Sommerkorn humpelt nicht, als er an seinem Oberleutnant vorbei durch das Eisentor am Russian Hill läuft. Bei jedem Schritt presst er die Kieferknochen aufeinander.

Er sinkt auf sein Feldbett. Die Privatsphäre im Russian Hill spannt sich für jeden Soldaten über 190 mal 65 Zentimeter und besteht aus reißfestem Polyamid. Sommerkorn schaltet sein iPhone an und checkt, ob Jessika ihm gemailt hat.

Nachts schläft Sommerkorn auf einem Kissen, das seine Frau ihm geschenkt hat. Darauf ist ein Foto gedruckt, es zeigt Christian, Jessika und Amy.

Sommerkorn sagt, er habe seine Familie noch nie so intensiv geliebt wie hier, 5000 Kilometer von zu Hause entfernt.

Der Krieg lässt die Soldaten Gefühle erleben, die stärker sind als vieles, was sie kannten. Wut, Hass, Angst, an schlechten Tagen. An guten Tagen Mut, Hoffnung, Liebe. Der Krieg verstärkt auch die Gefühle an den Tagen dazwischen, Tage, die nicht gut sind und nicht schlecht, sondern nur leer.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Diese Tage erlebt Sommerkorn im Observation Post North, dem Basislager der Bundeswehr in der Provinz Baghlan. Der Observation Post North liegt auf einem Berg, den 700 Soldaten und eine Milliarde Mücken bewohnen. Die Soldaten leben dort in Zelten, die sie in den Staub gebaut haben. Der Staub kriecht in die Waffen und scheuert zwischen den Beinen.

Es ist ein Donnerstag, Lariam-Tag.

Lariam ist ein Medikament, das vor Malaria schützt. Die Soldaten sollen es einmal in der Woche schlucken. Lariam steht im Verdacht, bei manchen Menschen zu Psychosen zu führen. Einige Soldaten schmeißen die Pillen in den Müll, andere schlucken alle auf einmal.

Sommerkorn hockt vor einem Gasbrenner und erhitzt "Typ II Fertiggericht 2: Indische Reispfanne 300 g". Die Männer haben diskutiert, ob es möglich sei, am eigenen Ellenbogen zu lecken, und ob in München ein einarmiger Koch Buletten in seiner Achselhöhle forme. Nun reden sie über Angst.

"Ich habe Angst, dass meine Tochter vergisst, wer ich bin", sagt Sommerkorn.

"Hättest du Angst, ein Ziegenei zu essen?", fragt ein Stabsgefreiter in Surfershorts.

"Ich habe Angst, dass meine Frau und ich nicht wieder zusammenfinden, wenn ich zurück bin", sagt ein Panzerfahrer.

"Für wie viel Geld würdest du ein Ziegenei essen?", fragt der Stabsgefreite.

"Ich habe keine Angst", sagt Sommerkorn, "was ich habe, sind einige ganz besondere Fähigkeiten. Fähigkeiten, die ich mir im Laufe vieler Jahre angeeignet habe. Fähigkeiten, die mich zum Alptraum machen für Typen wie Sie." Es ist ein Zitat aus dem Film "96 Hours". In dem Film tötet ein Vater viele Menschen, und am Ende umarmt er seine Tochter.

"96 Hours", "Apocalypse Now", "Black Hawk Down", manche Soldaten fahren nach Afghanistan mit Bildern in ihrem Kopf, die sie aus Filmen kennen. Auch deshalb wollen sie kämpfen, sie wollen Hauptdarsteller sein, Helden.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

"Ich lasse mich lieber hier unten ansprengen, als dass die bei uns zu Hause in die Hochhäuser fliegen", sagt der Stabsgefreite in Surfershorts. Sommerkorn denkt für einen Moment darüber nach, dann sagt er. "In welche Hochhäuser sind die denn bei uns geflogen?"

Der Stabsgefreite schweigt, er nimmt eine Packung Kaugummis vom Tisch und schiebt sich alle Kaugummis in den Mund. Er kaut ein wenig, dann spuckt er einen Klops Kaumasse auf den Tisch.

"Gib's halt mir", sagt ein Oberfeldwebel mit kurzen schwarzen Haaren. Der Oberfeldwebel heißt Julia Resch, sie ist 28, sie ist die einzige Frau in Sommerkorns Zug. Der Stabsgefreite nimmt den Klops und wirft ihn durch die Luft, Resch steckt sich die Masse in den Mund.

Das Kaugummi ist Teil von Reschs Strategie. Sie sagt, wenn sie will, dass die Männer sie akzeptieren, müsse sie das Weibliche ablegen. Ekel vor Essen, das andere im Mund hatten, ist weiblich.

Auf ihren Rücken hat Resch chinesische Zeichen stechen lassen, die übersetzt bedeuten: "Der Weg ist das Ziel." Aber das Ziel von Julia Resch ist es, am Ende des Weges anzukommen und so schnell gewesen zu sein wie die Männer.

Resch hat sich diesen Weg nicht ausgesucht. Die 34 Soldaten aus Sommerkorns Zug kämpfen nicht freiwillig in Afghanistan, sie wurden dazu eingeteilt. Nun versucht jeder von ihnen, den sechs Monaten Einsatz einen Sinn zu geben. Manche sparen die täglichen 110 Euro Auslandszulage für eine neue Küche, Sommerkorn will wissen, ob er töten kann, Julia Resch will beweisen, dass eine Frau genauso gut kämpfen kann wie ein Mann.

Zieht eigentlich irgendjemand in diesen Krieg wegen des Kampfes gegen den internationalen Terrorismus?

Am Abend, bevor Sommerkorn wieder auf den Russian Hill fährt, bekommt er ein Paket von seiner Mutter.

2 Gläser Nutella, 2 Gläser selbstgekochte Erdbeer-Rhabarber-Marmelade, 1 Büchse grobe Leberwurst, 1 Stück Speck, 1 Büchse Mandarinen, 1 Tube Senf, 1

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Blutwurst, 2 Ritter Sport, 1 Brief. Es ist ein Karton gefüllt mit Deutschland. Sommerkorn schreibt seiner Mutter in einer E-Mail: Danke für das tolle Paket. Du weißt doch, dass ich keine Blutwurst esse.

Drei Tage später auf dem Russian Hill geht ein Mann zur Befehlsausgabe, dessen Körper unter besonderer Spannung zu stehen scheint, wie eine Gerte, die man biegt. Der Mann ist frisch rasiert.

Sommerkorn schlurft über den Kies. Als er den rasierten Soldaten sieht, macht er sich gerade. "Guten Tag, Herr Oberstleutnant", sagt Sommerkorn.

Oberstleutnant Peter Stranow ist der Kommandeur im OP North, ein 43 Jahre alter Mann mit Brille. Die Männer mögen ihn, weil er hart und gerecht führt und manchmal den Mannschaftssoldaten zum Geburtstag gratuliert. Stranow hat außerdem den Ruf, schneller rennen zu können als jeder seiner Infanteristen. Sein Codename auf dem Funk ist Greyhound.

Stranow nimmt ein paar tiefe Atemzüge und sagt dann: "Ist schon ganz eigen und schön hier."

"Schön" ist ein seltenes Wort in einem Kriegsgebiet. Stranow scheint im Dahana-i-Ghori auch das sehen zu können, was es einmal war und irgendwann wieder sein könnte. Ein Urlaubsziel bei Afghanen und Hippies, bekannt für die Sonnenblumen, das Gras und einen Sternenhimmel, an dem die Milchstraße hell strahlt.

Die Patrouille marschiert wieder zum Haus von Nu Rahman, vor dem Grundstück sinkt Stranow auf ein Knie. Der Oberleutnant will noch mal mit Nu Rahman reden. Nach einiger Zeit marschiert Julia Resch um die Ecke und sagt: "Alles läuft gut, der Oberleutnant ist glücklich mit dem Gespräch."

"Und der Doktor?", fragt Stranow. "Ist der Doktor auch glücklich?"

Die Frage, ob die Afghanen glücklich sind über den Besuch der Bundeswehr, scheint Resch nicht erwartet zu haben.

"Ich bringe das in Erfahrung, Herr Oberstleutnant", sagt sie und rennt.

Stranow denkt darüber nach, ob die Afghanen glücklicher werden durch die Arbeit seiner Männer. Die Bundeswehr hat in Baghlan den Auftrag, zwei Straßen zu sichern. Die Straßen kommen aus Kunduz und Masar-i-Scharif, vereinigen sich im Tal und führen weiter nach Kabul. Es sind wichtige Straßen. Stranow glaubt, dass hier einige Menschen leben, die die deutschen Soldaten gern aus dem Tal sprengen würden. Aber die Mehrheit der Menschen wolle sicher fahren, und deshalb mögen sie die Bundeswehr, zumindest hofft Stranow das.

In deutschen Talk-Runden klingt es cool, wenn man sagt, nichts ist gut in Afghanistan. Aber im Tal Dahana-i-Ghori sorgen Stranow und seine Männer dafür, dass Väter ihre Töchter zur Schule fahren können, ohne auf dem Weg zu sterben.

Stranow weiß, dass viele seiner Männer sich den Kampf wünschen. "Wir könnten den ganzen Raum frei von Taliban machen, aber dann haben wir vielleicht 20 tote deutsche Soldaten", sagt er.

Bei einem Verabschiedungsappell in Donaueschingen hat Stranow den Angehörigen seiner Soldaten gesagt, dass er alles tun werde, damit ihre Söhne, Männer, Brüder und Väter heil nach Hause kämen. Stranow hat drei Kinder. Sein jüngster Sohn ist vier Monate alt.

Stranow glaubt, wer diesen Krieg gewinnen wolle, müsse die Menschen gewinnen. Und mit Gewehrkegeln verliert man Menschen, auf beiden Seiten. Im Zweiten Weltkrieg galt für Scharfschützen der Leitsatz: Töte einen, ängstige Tausende. Heute im Krieg in Afghanistan sagt Oberstleutnant Stranow: "Es kann sein, dass wir einen Talib töten und dadurch 50 neue gebären."

Aus einer Tür neben Stranow tritt ein afghanischer Mann. "Salam alaikum", sagt Stranow. Friede sei mit dir.

"Tschetur hasti", sagt Stranow. Das ist Dari und heißt, wie geht's?

"Choda Hafes", sagt Stranow. Möge Gott dich schützen.

Der afghanische Mann bleibt stumm.

Manchmal ist es schwer, die Afghanen zu gewinnen, auch wenn man ihre Sprache lernt und ihre Straßen sichert.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Nach der Patrouille hält Stranow eine kurze Rede, sie handelt von Tapferkeit und sicheren Straßen. Am Ende sagt Stranow: "Es bricht sich keiner was ab, wenn er mal den Kindern winkt." Er schaut in die Runde und sagt: "Weitermachen."

Sommerkorn setzt sich mit den anderen Scharfschützen um einen Gasbrenner. In der Nacht soll er auf einen Hügel klettern und einen Pass beobachten, über den die Taliban ins Tal schleichen.

"Wir brauchen endlich einen TIC", sagt ein Mann mit Vollbart und Glatze. TIC steht für "troops in contact" und bedeutet Gefecht. Der Mann heißt Andy, er ist Sommerkorns Partner. Auf Andys linkem Arm steht in japanischen Schriftzeichen "Stärke" und "Stolz", auf seinem rechten steht "Ehre" und "Mut". Auf seinen Hals trägt er ein Tattoo, das das Eiserne Kreuz zeigt.

"Da ist ja irgendwo auch ein Druck, den ein Soldat hat, da hat man so lange drauf hingearbeitet", sagt Sommerkorn.

Einer der Scharfschützen sagt: "Wenn du genau siehst, wie du jemanden kaltmachst, wachst du in zwei Jahren auf und siehst die Fresse von dem Typen vor dir."

"Wenn ich den Auftrag bekommen würde, eine Zielperson auszuschalten, ist das für mich kein Mensch, sondern das ist ein Auftrag", sagt Sommerkorn.

Sommerkorn hält eine indische Reispfanne in der Hand und stochert mit seinem Plastiklöffel in den gelben Körnern.

"Aber ich glaube, dass das Töten einen Menschen verändert", sagt Sommerkorn, er überlegt, dann sagt er: "Natürlich will niemand irgendjemanden töten."

Man müsse das aus soldatischer Sicht sehen und aus menschlicher, sagt Andy. Auf seinem Handy hat Andy einen Satz gespeichert, der aus den inoffiziellen Zehn Geboten der Scharfschützen stammt. Das erste Gebot lautet: "Kämpfe fanatisch! Du bist ein Menschenjäger!"

Andy und Sommerkorn versuchen, ihren Krieg aus soldatischer Sicht zu sehen. Wenn Taliban auf sie schießen, werden sie zurückschießen. Sie müssen dabei nicht nachdenken. Anders wäre es, eine Zielperson über Stunden beobachten zu müssen und

dann der Person ein .300-Winchester-Magnum-Projektil in die Stirn zu schießen. Der Schütze hätte Zeit zum Nachdenken. Er hätte die Wahl.

"Für mich ist das leichter", sagt der Bordschütze des Panzers, "für mich sieht das über den Bildschirm aus wie ein Computerspiel, zu Hause spiele ich ja auch Computer."

Die Soldaten sitzen auf ihren Betten und lauschen dem Zischen des Gaskochers. Auf der anderen Seite des Stacheldrahts hört man Kinderstimmen.

Fünf Stunden später ist die Nacht mondlos, die Panzer fahren ohne Licht. Sommerkorn und Andy springen bei laufendem Motor aus der Luke und verschwinden in der Dunkelheit. Man hört nur ihre Gummisohlen im Sand. Der Berg ist steil und kahl, oben ducken sich Andy und Sommerkorn in eine Kuhle. Der Berg ist ein afghanischer Friedhof, ein Grabhügel. Andy und Sommerkorn wissen nicht, worin sie liegen. Es kann eine gewöhnliche Kuhle sein oder ein Grab.

Andy schaut durch das Zielfernrohr des G22, Sommerkorn liegt daneben mit einem Nachtsichtgerät. Häufig ist der erfahrenere Scharfschütze der Beobachter. "Der Schütze schießt, der Beobachter trifft", das ist ein Satz, den die Scharfschützen gern zitieren. Sommerkorn beschreibt Schießen wie die Arbeit eines Feinmechanikers. Wer dieses Handwerk lernen will, brauche Geduld und eine gute Auffassungsgabe.

Vor einem Schuss atmet Sommerkorn dreimal tief, er berührt den Abzug mit dem ersten Fingerglied des Zeigefingers, sucht den Druckpunkt, atmet ein Drittel der Luft aus und summt leise, damit der Beobachter neben ihm weiß, was kommt.

Trifft das Projektil einen Menschen, dringt es in den Körper ein und formt ein kleines Loch. Im Körper überschlägt sich das Projektil und reißt Knochen und Gewebe mit. Sommerkorn sagt, die Austrittsstelle könne so groß sein wie ein Spiegelei. Sommerkorn hat mit dem G22 mal auf ein Reh geschossen, nach dem Treffer sah es zur Hälfte aus wie Ragout, sagt er.

Beim Abschuss fliegt das Projektil mit einer Geschwindigkeit von 910 Metern pro Sekunde, fast dreimal so schnell wie der Schall. Ein Mensch, der ins Fadenkreuz eines G22 gerät, ist tot, bevor er den Schuss hören kann.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sommerkorn sagt, Schmauch sei schon ein geiler Geruch. Ein schönes Gefühl sei das, mal ein Gerät in der Hand zu halten, von dem man die Wirkung sieht.

Sommerkorn kennt die Wirkung, aber er sucht einen Sinn. Jeder Mensch braucht einen Sinn, und je schwerer die Aufgabe wird, umso genauer muss der Mensch diesen Sinn kennen. Amerikanische Soldaten haben ihre Flagge. Christian Sommerkorn hat nur sein Handwerk und seinen Auftrag. Er arbeitet als Scharfschütze mit demselben Anspruch, den er hatte, als er noch Zimmermann war. Die Bundeswehr hat ihn ausgebildet zu töten, und nun wartet Sommerkorn aufs Töten. Aber der Auftrag allein gibt diesem Töten keinen Sinn. Auf die Frage, warum er auf einen Menschen schießen will, findet Sommerkorn nur die Antwort, dass er tun will, was er gelernt hat. Und eigentlich will er ja nicht auf Menschen schießen. Sommerkorn weiß, dass er in einem Widerspruch lebt. Man kann es nicht erklären. Es ist absurd. Es ist Krieg.

Sommerkorn und Andy beobachten seit zwei Stunden, bisher haben sie keinen Menschen gesehen, nur eine Ratte.

Es gibt einsame Momente in Afghanistan. Sommerkorn denkt in solchen Momenten manchmal an Jessica und Amy und an seine zehnjährige Tochter Felina, die bei seiner Jugendliebe lebt.

Am 28. Juli dieses Jahres saßen Jessica, Amy und Christian im Auto auf dem Parkplatz der Kaserne in Donaueschingen. Christian wollte es kurz machen, so erzählt er. Er küsste seine Frau, beugte sich über seine Tochter, die im Kindersitz saß, und sagte, dass er fort müsse und dass er sie liebe. Amy schaute ihren Vater an, streckte ihre Arme aus und lachte.

Sommerkorn fragt sich, wie das wohl wäre für seine Mädchen, wenn sie in der Schule sagen müssten, mein Vater ist in Afghanistan gestorben.

Seit Stunden liegen Sommerkorn und Andy auf dem Grabhügel, sie haben geschwiegen, nun sagt Sommerkorn: "Ich glaube, die Deutschen wissen nichts von der Belastung, die wir tragen."

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Vor seinem Einsatz haben Fremde Sommerkorn hinterhergeschrien: Soldaten sind Mörder. Der Kommandant seines Panzers wurde angespuckt, erzählt er, als er im Feldanzug nach Tübingen fuhr, um seine Mutter von der Arbeit abzuholen.

Viele Deutsche machen die Soldaten verantwortlich für diesen Krieg, den sie für falsch halten. Ihnen ist egal, ob die Soldaten den Krieg auch nicht wollen.

Auf dem Hügel sagt Andy: "Was ist ein Esel mit einer roten Taschenlampe auf dem Kopf?" Sommerkorn schweigt. Andy sagt: "Der afghanische Knight Rider."

Die Soldaten, die vor Sommerkorn in Baghlan dienten, kämpften mit ähnlichen Problemen wie er. Am Ende ihres Einsatzes, so erzählen Sommerkorns Kameraden, schossen die Soldaten in die Luft. Sie nannten sich "The Lost Battalion".

Diese Männer sind daheim, aber ihr Name verfolgt die Soldaten in Baghlan wie ein Fluch. Sommerkorn dient im verlorenen Bataillon.

Als er drei Tage später in den Observation Post North fährt, ist noch immer kein Schuss gefallen, es ist der 62. Tag in Sommerkorns Krieg, aber die Männer haben gute Laune, weil sie Fladenbrot beim Afghanen gekauft haben. Sie wollen Zwiebeln anbraten und mit einem Beamer den Film "Der letzte Lude" gucken.

Sommerkorn stürzt aus seinem Zelt, seine Augen sind aufgerissen. "Habt ihr das gehört?", ruft er, er brüllt fast. "Ich habe gerade über Funk was von drei RPGs gehört." RPGs sind Granaten.

Das Funkgerät krächzt. Aufständische haben im Norden von Baghlan auf eine Patrouille gefeuert. Sommerkorn nickt, als über Funk die Nachricht kommt, dass die U. S. Air Force zwei F-16-Jets schickt. Nach einer Stunde beruhigt sich die Lage, die Kampffjets drehen ab, die Soldaten gehen duschen. Nur Sommerkorn hockt noch vor einer Karte Baghlans und gleitet mit seinen Fingern wie ein Feldherr über das Tal, in dem er bis Februar dienen wird.

Die Bundeswehr hat Sommerkorn den Tag nicht genannt, an dem er zurückfliegen wird, aber er denkt schon an das erste Essen mit Jessica bei McDonalds's und an einen Caesar Salad mit Hähnchenbrust.

Und er denkt an den Tag, an dem er im kommenden Sommer seine Uniform ausziehen wird, wenn seine zwölf Jahre als Zeitsoldat vorbei sind und Sommerkorn sein Abitur nachmachen wird. Danach würde er gern in der Justiz arbeiten oder im Bundesamt für Güterverkehr. Eine Laufbahn als Beamter wäre schön, sagt Sommerkorn, wegen der Sicherheit.

In der vergangenen Nacht auf dem Grabhügel hat Sommerkorn ein wenig in die Sterne gesehen und darüber nachgedacht, dass Jessika, Felina und Amy daheim in denselben Himmel schauen. Nur Sommerkorn weiß, was er in diesem Moment gedacht hat über diesen Krieg.

Vielleicht könnte Oberfeldwebel Christian Sommerkorn am Ende durch das Warten auf den Schuss mehr erfahren über sich und den Krieg als durch den Schuss selbst. Eine Erkenntnis, die wenig gemein hat mit dem Bild von Krieg, das er aus Filmen kannte. In der Nacht auf dem Hügel sagte Sommerkorn, leise, so dass der Feind nichts hört: "Für mich ist das Wichtigste, dass ich nach Hause gehe und noch der gleiche Mann bin."

Auch Oberstleutnant Stranow schaut an diesem Abend auf die Karte Baghlans, er geht davor auf und ab in seinem Konferenzzimmer und plant, wie er auf den Angriff reagieren wird. Am kommenden Morgen werden Truppen der Afghanen zusammen mit der Bundeswehr ausrücken und nach Minen suchen. "Wir müssen ein Zeichen setzen", sagt Stranow, er sitzt in einem großen Sessel, die Spannung ist aus seinem Körper gewichen.

Morgen früh vor fünf Uhr wird Oberstleutnant Peter Stranow aufstehen und wieder die Uniform anziehen mit der schwarz-rot-goldenen Fahne auf den Schultern. Er wird auch seine Tarnhose überstreifen und wie jeden Morgen eine Postkarte in die Beintasche stecken. Die Karte hat Stranow per Feldpost von seiner Tochter Lina bekommen. Stranow trägt diese Karte immer bei sich, sie erinnert ihn an daheim, daran, dass in einem Haus in Süddeutschland eine Frau und drei Kinder darauf warten, dass er zurückkehrt aus diesem Krieg.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Auf der Postkarte steht nur ein Satz, geschrieben in der Schrift eines siebenjährigen Mädchens: "Lieber Papa, ich habe mich heute gefragt, warum du Soldat geworden bist. Bitte antworte."